Die Deborah.

Eine deutsch-amerikanische Monatsschrift zur Förderung jüdischer Interessen in Gemeinde, Schule und Haus.

Herausgegeben von einem Vereine jüdischer Schriftsteller.—Als Wochenschrift begründet 1855, von Isaac M. Wise.

Preis: Inland........$1.00 per Jahr.
Preis: Ausland......$1.20 per Jahr.

תדרכי נפשי עז

Vorwärts, meine Seele, Vorwärts mit Mack '

Sämmtliche Beiträge und Zuschriften für die Redaktion sind zu adressiren an:
Prof. **G. Deutsch**, Hyde Park, Cincinnati, O.
Geschäftliche Mittheilungen an: THE RAZALL COMPANY, Cincinnati, O.

Neue Folge.—1. Jahrgang. 1. November 1901. — Heft 11.

(Für die „Deborah“.)

Herbstfröste.

Von S. H. Sonneschein.

Das Alter sucht betrübten Blicks
  Auf herbstlich kahler Flur
Den Ueberrest vergangnen Glücks
  Und findet kaum die Spur.

Das ist schon so des Alters Art,
  Das liegt im flauen Blut.
Doch wenn damit sich Hoffnung paart
  Wird Vieles wieder gut.

Und deckt den Scheitel auch der Schnee,
  Das Hirn doch bleibt gesund.
Es überwindet jedes Weh
  Und steht mit Gott im Bund.

Der welke Leib, der grämt sich oft
  In Harm sowie in Pein.
Der lichte Geist, der glaubt und hofft,
  Und hält den Himmel rein.

Wer klagt den Himmel dafür an,
Wenn Wolkendunkel droht? —
Die Nebelschicht ist Erdenbann
Und keine Himmelsnoth.

Drum wahre dir dein lichtes Hirn,
Und halt dein Herz dir warm.
Die Seele folgt dem Heilgestirn
Und löst sich los vom Harm . . . . .

Der dieses schreibt, weiß, was er sagt,
Trägt selbst sein Erdenjoch.
Gott sei's gedankt! Gott sei's geklagt!
Er trug's, und trägt es noch!

Rede des derzeitigen Präsidenten Dr. M. Mielziner

bei der

Eröffnung des Hebrew Union College

am

25. Septembrr 1901.

(Aus dem Englischen übersetzt.)

Meine Herren Studierenden! Von einem unserer alten Weisen wird in der Mischna berichtet, daß er (wahrscheinlich als er im jugendlichen Alter die Lehranstalt besuchte) jedesmal beim Betreten sowohl, als auch beim Verlassen der Stätte der Wissenschaft ein kurzes, leises Gebet zu sprechen pflegte. Seine Freunde, begierig, die Bedeutung dieses Gebetes zu kennen, befragten ihn eines Tages darüber. Er antwortete: „Wenn ich im Begriffe bin, diese Lehrstätte zu betreten, bete ich, daß ich keine Veranlassung zur Störung oder zum Unfug geben möge, und wenn ich diesen Ort verlasse, danke ich dem himmlischen Vater, daß er mir die große Gunst gewährt hat, meinen Wissensdurst hier zu befriedigen," (Mischna Berachot IV, 2).

Meine jungen Freunde! Ich wünsche aufrichtig, daß Sie alle das Beispiel des Rabbi Nechunja befolgen würden, daß Sie von ähnlichen Gefühlen durchdrungen sein möchten, so oft Sie hierherkommen, um dem Unterrichte und den Vorlesungen beiznwohnen. Ein Student, der eine solche Gesinnung hegt, wird sicherlich sich der größten Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit befleißen und gewissenhaft bemüht sein, sich während des Unterrichts jeder störenden Bemerkung zu enthalten. Einige legen die Bedeutung des ersten Gebetes dahin aus, daß er betete, er möge nie durch Mangel an Aufmerksamkeit die Worte seiner Lehrer mißverstehen und dadurch irrthümliche Ansichten und Verdrehung der Wahrheit in sich aufnehmen und verbreiten.

Und sein zweites Gebet war eine Anerkennung des großen Segens, den ihm der Besuch der Akademie brachte. Zu diesem Bewußtsein sollte jeder Student kommen. Nur derjenige, welcher einen klaren Begriff hat von dem Zweck und dem Ziele der Anstalt, die er besucht, und den Werth ihres Unterrichts in ihrer vollen Bedeutung würdigt, wird wahren Segen von dem Privilegium ihres Besuches empfangen.

Ist es Ihnen, meine Freunde, je klar geworden, was der wahre Zweck des Hebrew Union College ist? Ich befürchte, es sind welche unter Ihnen, welche das College nur als eine Art von Fabrik ansehen, welche junge Leute für das gutbezahlte Amt eines Rabbiners appretiert. Möge derjenige, welcher von dem Zwecke und dem Ziele unseres Institutes keinen höheren Begriff hat, lieber sich einem andern Berufe zuwenden; das Hebrew Union College wird ihm nicht zum Segen gereichen, noch wird er der Sache und dem Zwecke, für welche diese Anstalt errichtet, Segen bringen.

Der wahre Zweck des Hebrew Union College ist angedeutet in dem Amtssiegel dieses Institutes. Zuerst ist in demselben ein Motto eingeprägt, das einer Stelle aus Jesaiah (VIII, 16) entnommen ist und also lautet:

חתום תורה בלמדי

„Versiegle die Lehre bei meinen Jüngern!" Indem sie diese Worte zum Motto dieses College wählten, wollten die Gründer desselben offenbar andeuten, daß dieses Institut hauptsächlich für Jünger des Ewigen beabsichtigt sei, das heißt für solche Jünglinge, welche von wahrem, religiösen Geiste durchdrungen und eifrig bedacht sind, über Gott und sein Gesetz gründlich belehrt zu werden. Unter solchen Jüngern soll die Thora besiegelt, das heißt, unter denselben soll die Kenntniß des göttlichen Gesetzes fest begründet werden, damit sie als künftige Lehrer in Israel befähigt seien, dieses Gesetz zu predigen und in unseren Gemeinden zu verbreiten. Die Pflege der Thora ist darum einer der Hauptzwecke dieser Anstalt. Höhere Erziehung im allgemeinen Wissen ist natürlich ebenfalls ein unerläßliches Erforderniß für Sie als künftige Lehrer, doch diese Erziehung haben Sie sich in den allgemeinen höheren Lehranstalten und Universitäten dieses Landes anzueeignen. Für diese Studien bedürfen wir keiner jüdischen Anstalt, keiner jüdischen Hochschule. Uns unnöthigerweise von unsern Mitbürgern in Betreff solcher Anstalten zu trennen, würde sicherlich nicht nur unweise, sondern in manchen Beziehungen sogar schädlich für unsere heilige Sache sein. Was wir nöthig hatten und wofür durch die Gründung des Hebrew Union College gesorgt wurde, war eine Anstalt, in welcher die Thora unter den Jüngern des Ewigen besiegelt wird.

Neben der Aufschrift des prophetischen Ausspruches, den wir soeben erklärten, zeigt das Siegel ein Bild der Menorah, des goldenen siebenarmigen Leuchters. Solch' ein Leuchter oder Candelaber war, wie Sie wissen, eines der heiligsten Geräthe im Tempel zu Jerusalem. Und wahrlich, kein anderes Symbol konnte den Zweck des Hebrew Union College besser ausdrücken, als dieser Leuchter mit seinem siebenfachen Lichte. Der Candelaber im Tempel hatte nicht nur die Bestimmung, das Heiligthum zu beleuchten,

sondern er sollte zugleich ein Sinnbild sein und andeuten, daß die Bewahrung und Erhaltung des Lichtes der religiösen Wahrheiten in Israel's Mitte einer der Hauptzwecke des Tempels, eine der Hauptpflichten des Priesters, ja, die vorzüglichste Aufgabe Israels sei. So ist denn die Abbildung jenes Leuchters auf dem Siegel des Hebrew Union College ein Symbol, welches andeutet, daß der Hauptzweck dieser Lehranstalt darin besteht, das göttliche Licht unserer heiligen Religion in unserer Mitte zu bewahren und zu erhalten durch die Pflege der jüdischen Wissenschaft und durch die Erziehung und Belehrung derer, welche als künftige Rabbiner und Lehrer jenes Licht unter unseren Gemeinden verbreiten sollen.

Die sieben Lampen auf dem goldenen Leuchter im Tempel waren so eingerichtet, das eine den Mittelpunkt bildete, während je drei Lampen auf beiden Seiten ihr zugewendet waren.

Das Wissen, welches im Hebrew Union College gepflegt wird, hat sieben Hauptfächer, sieben Träger des Lichts. Das Licht im Mittelpunkte ist natürlich unsere heilige Bibel, welches die göttliche Wahrheit umfaßt, die unsere Augen erleuchtet. Zum Verständniß der Bibel ist eine gründliche Kenntniß der zwei Sprachen erforderlich, in welchen die Bibel geschrieben ist, des Hebräischen und des Aramäischen. Das Studium dieser beiden Sprachen, das sind die zwei Lampen zu beiden Seiten des Mittelpunktes.

Das Studium der Bibelkommentare alter und neuer Zeit und das Studium der ausgebreiteten talmudischen Litteratur, das sind die zwei Lampen neben den beiden vorhergenannten. Und schließlich das Studium der philosophischen Litteratur und das Studium der Geschichte der Entwicklung des Judenthums von dem biblischen Zeitalter an bis auf die Gegenwart: diese beiden Fächer sind die zwei äußersten Lampen, welche die sieben Träger des Lichts der Menorah des Union Hebrew College vervollständigen.

Beiläufig sei hier bemerkt, daß, um der Menorah im Heiligthum einen festen Halt zu geben, es angeordnet wurde, dieselbe auf eine goldene Basis ירך זהב zu stellen. Und ich hoffe, daß das edle Bemühen der Freunde des Hebrew Union College im ganzen Lande mit Erfolg gekrönt und es ihnen gelingen wird, dem Hebrew Union College, der Menorah des amerikanischen Judenthums, eine g o l d e n e B a s i s zu verschaffen.

Das Siegel dieser Anstalt enthält noch, außer dem vorerwähnten Motto, die zwei bedeutungsvollen Worte הבקר אור „Der Morgen leuchtet." Zur Zeit, als das College gegründet wurde, beabsichtigte man, mit diesen Worten eine Verheißung für die Zukunft auszudrücken, eine Verheißung, welche nicht unerfüllt geblieben ist. Niemand wird läugnen, daß seit der Errichtung des College unter der Führerschaft seines verewigten Gründers die religiösen Angelegenheiten des Amerikanischen Israel einen glänzenden und viel versprechenden Anlauf genommen haben, und wir zur Hoffnung berechtigt sind, daß unter dem göttlichen Schutze das College fortfahren wird, seinen wohlthätigen Einfluß auf die Entwicklung des Judenthums in diesem Lande auszuüben.

Doch mögen Sie auch diese zwei inhaltreichen Worte als ein Versprechen für einen Jeden von Ihnen annehmen. Wenn Jeder von Ihnen sich als ein

wahrer Jünger des Ewigen erweisen wird, als ein Jünger, der eifrig nach der göttlichen Wahrheit trachtet, sich bestrebt, die Thora in seinem Herzen zu besigeln; wenn Sie die Ihnen hier gebotene Gelegenheit benützen, um sich eine gründliche Kenntniß des Judenthums anzueignen: dann wird Ihre Zukunft ein בקר אור sein, ein immer glänzender werdender Morgen, dem ein langer, unbewölkter Tag segensreicher Wirksamkeit zur Ehre Gottes und zum Wohle des Judenthums und der Menschheit folgen wird. Möge deshalb der göttliche Segen ruhen auf dem Werke, das unser College heute wieder im neuen Schuljahre beginnt!

Jüdische Thesen.

Von **B. Felsenthal.**

Zweite Reihe.

1.— Der Jude wird als Jude geboren. Nicht erst durch irgend eine Aufnahmsceremonie wird ein jüdisches Kind Mitglied der Gemeinschaft der Juden, und nicht durch einen Act seinerseits vermag der Jude aus dieser Gemeinschaft herauszutreten. Er ist und bleibt ein Jude bis an sein Lebensende in Folge seiner Geburt. — Wie oft schon wurde dieser Satz in neuerer Zeit nachgesprochen, ohne daß man dessen eigentlichen Sinn begriffen und dessen Tragweite verstanden hat! Wenn Aub, Einhorn und Andere in ihren Katechismen, wenn Jellinek, Stein und Andere in ihren Kanzelvorträgen, wenn eine ganze Anzahl hervorragender jüdischer Theologen in zahlreichen wissenschaftlichen Gutachten und sonstigen Artikeln diesen Satz mit entschiedener Billigung und mit scharfer Emphase betonten, so waren sie — und sie waren sich dessen bewußt — vollkommen im Einklang mit einer von der Wissenschaft der Ethnologie anerkannten Thatsache und mit dem Lehrinhalt des Judenthums aller Zeiten. Diese Thatsache und die ihr entsprechende Lehre ist: Die Judenheit ist ein besonderer Stamm, und jeder Jude (selbstverständlich mit Ausnahme der Proselyten) wird in diesen Stamm hineingeboren.

2.— Was zunächst die Wissenschaften der Ethnologie und der Anthropologie betrifft, so lehren sie es als Grundwahrheiten, die fast axiomatische Geltung haben, daß jeder Mensch als eine individuelle Persönlichkeit in die Welt eintritt. Zugleich ist er aber in Folge seiner Abstammung ein Kind seiner Eltern — ein Glied des weitern Verwandtenkreises — ein Angehöriger der Familie — der Sippe — des Stammes — und zuletzt der Gesammtmenschheit. Das ist Naturordnung, und daran ändert unser persönliches Meinen oder Behaupten auch nicht das Allergeringste.

3.— Nun zum Lehrinhalt des Judenthums in frühere Zeiten! Nach der Bibel waren die Juden, oder richtiger: die Nachkommen des Patriarche Jacob ganz gewiß ein besonderer Stamm. Die Völkertafel im elften Kapit n

des ersten Buches unserer Torah enthält den Stammbaum der Patriarchen, und sie und ihre Nachkommen sind darin als Benê Schem, als Semiten bezeichnet. Andere daselbst aufgezeichnete Völkerstämme, oder deren angebliche Urstammväter, galten als Chamiten oder als Japhetiten. Da in dieser biblischen Ethnologie die ganze Menschheit als von Noah abstammend aufgefaßt wird, so werden auch alle Menschen Benê Noach, Noachiden genannt. Und insofern diese die sieben noachidischen Gebote beobachten, sind sie in einigen Punkten von der Halachah höher gestellt worden als jene andern Noachiden, welche dem groben Götzendienst fröhnen.

4. — Die Eintheilung der Menschheit in Semiten, Chamiten und Japhetiten galt während des ganzen Mittelalters und bis in's achtzehnte Jahrhundert herunter als sachlich richtig. Wie die scholastischen Philosophie-Systeme, die der Juden sowohl wie die der Christen, so konnten sich auch die Realwissenschaften nicht frei machen von der erdrückenden Herrschaft der „Königin aller Wissenschaften," der Theologie, und so blieb diese biblisch-ethnologische Eintheilung der Menschheit fest und unangetastet bis in die Mitte des vorvorigen Jahrhunderts.

5. — Wenn nun auch, wie von namhafter Seite gesagt worden ist, in der Literatur das W o r t „Semiten" vor dem achtzehnten Jahrhundert wirklich nicht auffindbar sein sollte, so waren jedenfalls Aequivalente dafür in Gebrauch, da ja der Begriff und die dem Begriff zu Grunde liegende Sache seit dreitausend Jahren vorhanden waren. En passant, auch Antisemitismus, Begriff und Sache, ist uralt. An dieser feststehenden Thatsache wird nichts geändert, falls es v i e l l e i c h t auch richtig sein sollte, daß das W o r t Antisemitismus erst in die Mitte des letzten Jahrhunderts von Rénan gemünzt und in Umlauf gesetzt worden sei. Gewiß, der edle, echthumane, mildgesinnte Rénan war nicht der Vater des realen Antisemitismus, und ebensowenig war er ein Mann, der ihn gebilligt hätte. Er haßte ihn.

6. — Wie im Pentateuch, so ist auch in den prophetischen und hagiographischen Theilen der Bibel Israel als ein Volk, eine Nation begriffen; ebenso in allen Gebetbüchern und sonstigen Ritualwerken bis auf die Gegenwart herunter. Die Belege dafür sind so außerordentlich zahlreich und so allgemein bekannt, daß besondere Nachweise ohne Zweifel überflüssig sind.

7. — Aber Talmud und Rabbinen? Wie stehen sie zu dieser Frage? — Diese waren sich so klar darüber, und waren so sehr entschieden in den von ihnen vorgetragenen Lehren und in den von ihnen aufgestellten Satzungen, daß sie selbst einen Apostaten bis an sein Lebensende als einen Juden anerkannten, obwohl er allerdings von ihnen als ein recht sündhafter Jude, als ein Schandfleck der Familie angesehen wurde. Denn — so dachten sie, und sie dachten ganz logisch — wie kann man aus einer Familie oder einer Nation, in die man von der Natur oder, um theologisch zu reden, von Gott hineingestellt worden ist, willkürlich ausscheiden? Man kann sich von einer von Menschen geschaffenen Genossenschaft lossagen, in der man, freiwillig oder

unfreiwillig, durch Aufnahme seitens der Genossenschaft ein Mitglied geworden ist; nicht aber von seiner Familie oder seinem Stamme. Da nun, nach Talmud und Rabbinen, in Israel Stamm und Religion unzertrennlich zusammenhängen, so war es dem frommen, sogenannten orthodoxen Juden verboten, einen solchen Apostaten zu einer Arbeit am Sabbath zu veranlassen, oder ihm unkoscheres Fleisch vorzusetzen oder zu verkaufen, u. sw., denn er war ein Jude! Ebenso mußte der abtrünnige Jude vorkommenden Falls eine rituell ausgestellte Ehescheidungsurkunde anfertigen lassen, oder persönlich an einer Procedur behufs der Aufhebung der Verpflichtung zur Schwagerehe Antheil nehmen, wenn die betreffende Frau als Geruschah oder als Chaluzah anerkannt sein wollte. Im andern Falle wäre ja die Frau an ihn, den „Juden," immer noch gefesselt geblieben. Und so weiter.

8. — Und der Proselyte? Der Ger Zedek? War er nicht ein Jude, ein ganz so vollkommener Jude, wie ein Vollblutjude es ist? — Antwort: Nein, er war es nicht. Ich will es euch in Kürze nachweisen. Einem Beth-Din, d. h. einem jüdischen Gerichtshof von Dreien, nicht bloß einem solchen in Warschau oder Krakau, sondern auch einem solchen in New York oder in Cincinnati, liegt es eines Tages ob, eine rituelle Ehescheidung vorzunehmen, oder bei einem Acte zu functioniren, durch welchen die betreffenden Personen von der Verpflichtung zum Eingehen der Schwagerehe entbunden werden. Bei der Formirung des Beth-Din ist auch in Mann gegenwärtig, der in talmudischer Literatur und talmudischem Recht sehr zu Hause ist, und der strict orthodox ist in seiner ganzen Lebensführung. Der vorsitzende Rabbi weist diesen Mann, den man ihm als einen Dajjan, einen Beisitzer im Collegium vorgeschlagen hatte, zurück. „Rabbi Warder Cresson junior," so spricht er, „kann hier kein beisitzender Richter sein." Warum nicht? Er ist ein Proselyte. Wohl war er noch ein Kind, als seine Eltern zum Judenthum übertraten und er mit ihnen; wohl hatten ihn seine Eltern streng orthodox erzogen und hatten ihn in hiesigen und in polnischen Jeschibhoth (Talmudhochschulen) Jahre lang talmudische Fächer studieren lassen. Er ist geehrt als ein gesetzestreuer Jude und anerkannt als ein großer „Lamdan." Aber als Ger kann er kein Dajjan sein. Ebensowenig hätte vor sechzig Jahren der fromme Rabbi Jacob Ettlinger in Altona, der in jener Zeit noch über Civilstreitigkeiten zwischen jüdischen Prozeßführenden an regelmäßig wiederkehrenden Tagen zu Gericht saß, einem solchen Ger es gestattet, als beisitzender Richter einen Stuhl einzunehmen. Ein Proselyte war nun einmal, nach der Halachah, nicht qualifizirt, irgend ein Amt zu bekleiden. Nur ein Volljude, nur ein solcher, dessen Mutter eine Stammesjüdin gewesen, konnte mit einem Amte in Israel betraut werden.

9. — Auch in gewissen andern Beziehungen galt ein Proselyte dem Stammesjuden nicht als vollkommen ebenbürtig. Eherechtlich waren ihm gewisse eheliche Verbindungen gestattet, die dem Vollblutjuden verboten waren. Man deducirte das aus dem talmudischen Grundsatz: קהל גרים לא איקרי קהל, eine Gemeinde von Proselyten ist eigentlich keine wahre jüdische Gemeinde,

keine „Gottesgemeinde," von der man gewisse Elemente fern halten muß. Anderseits war es einem „Cohen" verboten, eine Proselytin zur Frau zu nehmen, und dergleichen mehr. (Die Herren Rabbiner in unserm Lande und die sonstigen gelehrten Leser dieser Thesen bedürfen für diese Aufstellungen keiner speziellen Belege; denn sie alle kennen ja die Quellen und Begründungen; andere Leser mögen sie, als unbestritten und unbestreitbar, auch ohne Angabe der Quellen umsomehr hinnehmen, da ihnen die Quellen doch nicht zugänglich sein dürften.)

10.— Im Laufe von zwei oder drei oder vier Generationen treten die Nachkommen von Apostaten in Folge von Mischheirathen aus dem alten Stamme, dem ihre Vorfahren angehört hatten, naturgemäß heraus. Ebenso treten die Nachkommen von Proselyten, in Folge davon, daß ihre Väter eheliche Verbindungen mit Stammesjüdinnen eingegangen hatten, ganz und vollständig in den jüdischen Stamm ein.

11.— Es besteht ein etymologischer Zusammenhang zwischen den deutschen Wörtern Stamm und Abstammen, den lateinischen Wörtern Nation und Natus, vielleicht auch zwischen den hebräischen Wörtern Umma und Em. Dies ist ein Beweis dafür, daß man bei der Frage, zu welchem Stamm oder zu welcher Nation Jemand gehöre, schon in den ältesten Zeiten das Hauptgewicht auf die Abstammung gelegt hat, und nicht auf gewisse Eigenthümlichkeiten im Körperbau und dergleichen, die man zufällig mit Andern theilte. Nicht die Form der Schädel und nicht die Farbe der Haare ist das Entscheidende in der Klassificirung der Menschengeschlechter, sondern die Abstammung. Wer waren die Eltern und die sonstigen Ascendenten in rückläufiger Linie? Das entscheidet. Zugegeben, es gibt langschädelige und kurzschädelige Juden, schwarzhaarige und blondhaarige Juden. Aber es gibt auch Altbayern und Mecklenburger; doch zu den Deutschen zählen sie beide. Und es gibt auch arabische Rennpferde, normännische Ackergäule und schottische Ponies; allein zur Klasse der Pferde gehören sie alle. Und es gibt auch Bäume, welche Süßkirschen, und andere, welche Sauerkirschen zeitigen; doch auch sie sind nur Unterarten in der Klasse der Kirschbäume; — Unterarten, eingeschlossen in einer höhern Arteinheit. Wenn man nun in der Verschiedenheit der Schädel ein Argument finden will dafür, daß bei den Juden eine Raceneinheit nicht bestehe,— gut, dann sagen wir euch, um euch zufrieden zu stellen: Nehmet immerhin langschädelige und kurzschädelige Juden als vorhanden an, aber nehmet sie an als Unterarten im jüdischen Stamm. Der jüdische Stammesgedanke ist doch ein richtiger.

12.— Es ist auch zu beachten, daß in der Auffassung der Juden sowohl wie der Nichtjuden die Juden zu allen Zeiten als ein eigener Volksstamm gegolten haben und immer noch gelten. In der philosophischen und in der realwissenschaftlichen Literatur der Völker, in der poetischen und in der prosaischen Literatur der Welt, in den Gesetzbüchern und in den Verhandlungen der gesetzgebenden Körperschaften, im geschäftlichen und im geselligen Verkehr zwischen Juden und Nichtjuden findet man tausendfache Beweise dafür.

Vor etwa einem Jahre erst war es, daß von zwanzig Abgeordneten im österreichischen Landtag — selbstverständlich waren es Antisemiten — ein Antrag formulirt, unterzeichnet und eingebracht wurde, dahin gehend, daß man ein Gesetz erlassen solle, wonach Niemand zu einem Staatsamt zugelassen werde, der bis zur vierten Generation aufwärts einen jüdischen Vorfahren gehabt habe. Aehnlich hat vor Jahren der Göttinger Professor Paul de Lagarde in einem langen Statutenentwurf zur Gründung eines neuen Verdienstadels in Deutschland etliche scharfe Paragraphen aufgenommen und nach seiner Weise begründet, welche forderten, daß irgend Jemand, der unter seinen Ahnen bis zur vierten Generation rückwärts einen Juden oder eine Jüdin gehabt habe, von diesem neuen Adel ausgeschlossen bleiben müsse. Man sieht hier: Die Unterscheidung wird nicht gemacht zwischen Juden und Christen, sondern zwischen Juden und Ariern. Und nicht bloß der verbitterte und schwarzgallige, übrigens außerordentlich gelahrte Antisemit de Lagarde machte eine solche Gegenüberstellung, sondern auch der greise und große, freisinnige und philosemitische Geschichtschreiber Mommsen. Allerdings zog dieser letztgenannte brave Mann aus der auch von ihm anerkannten Thatsache ganz andere Schlußfolgerungen, als es sein Göttinger College und dessen Gesinnungsgenossen gethan haben.

13. — Bei diesen Antisemiten offenbart sich eben, und das kann hier nicht ungesagt bleiben, nicht bloß eine intellectuelle Verschrobenheit, sondern auch eine erschreckende sittliche Fäulniß. Sie treten ja allem ewigen Recht, aller wahren Humanität, aller ächten Cultur schroff entgegen; sie arbeiten ja an der Zerstörung der sittlichen Grundlagen, auf denen Gesellschaft und Staat ruhen müssen; sie bedrohen uns mit Zurückwerfung in Barbarei und mit Verrohung der Gesinnung und des Lebens. Sie wollen es nicht gelten lassen, daß in einem auf Recht und Moral basirenden Staat Rechtsverkümmerungen, Rechtsberaubungen, actuelle Schädigungen und Verfolgungen ganzer Bürgerklassen nicht vorkommen dürfen, und daß in allen gesellschaftlichen und politischen Gemeinschaften humane Bildung, persönliche Ehrenhaftigkeit, moralische Tüchtigkeit so gute, ja bessere Rechtstitel der Existenz sind, als die Zugehörigkeit zur teutonischen, zur gallischen, oder zu einer andern Race.

14. — Aus dem Proceß der Racenmischung entsteht natürlich eine Mischrace. Man kann jedoch von einer eigentlichen Mischrace nur dann reden, wenn die sich mischenden Elemente in gleich großer oder annähernd gleicher Stärke vorhanden waren. So lange bloß einzelne Familien aus einem Stamme heraus und in einen andern Stamm hinein treten, sind bloß die Nachkommen dieser einzelnen Familien gemischten Geblütes. Da aber das Stammesthum, aus dem sich solche Familien entfernt haben, in abnehmender geometrischer Progression ($\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{16}$ u. s. ff.) sich bei ihnen vermindert, und dasjenige Stammesthum, an das sie sich angeschlossen haben, in zunehmender Progression sich stärkt ($\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{7}{8}$, $\frac{15}{16}$ u. s. ff.), so verlieren sich die alten Stammeseigenthümlichkeiten der aufgesogenen bezüglichen Fa-

milien gar bald; ebenso wie von einem Löffel voll Salz die Spuren endlich ganz und gar verloren gehen, nachdem man dieses Salz in einem großen Gefäße voll Wasser hat zergehen lassen, dem man dann später immer neues Wasser nachgoß.

15. — Nach dem Zeugniß der Geschichte sind im Laufe der Jahrhunderte unberechenbar viele Juden — meistens in Folge barbarischer Verfolgungen — dem jüdischen Volk verloren gegangen und von andern Volksstämmen absorbirt worden. Dagegen kamen seit etwa zweitausend Jahren ungemein wenige nichtjüdische Einströmungen in's Judenthum vor. Wenn man von den Chazaren absieht, deren Mehrheit übrigens nach neuern, von russischen Gelehrten vorgenommenen Forschungen bald wieder theils in's Christenthum, theils in den Islam zurückgefluthet sein sollen, so dürften seit dem ersten christlichen Jahrhundert, oder mindestens seit der Zeit, in welcher die christliche Kirche den oströmischen Kaiserthron bestieg, bis herab zum Jahre 1800 noch nicht einmal ein einziges Tausend Nichtsemiten in das jüdische Volk aufgenommen und von ihm assimilirt worden sein. Aber was sage ich? Ein Tausend? Noch nicht einmal fünfhundert, vielleicht noch keine dreihundert. Wahrlich, das jüdische Volk ist eines der ethnisch reinsten Völker, die es überhaupt gibt.

16. — Wenn nun Jemand den Schreiber dieser Thesen fragen würde: Ja, was bist denn Du? Bist Du wirklich ein Semite? Glaubst Du wirklich, daß Du einem eigenen jüdischen Stamme angehörst? so würde ich antworten: Ich bin ein Jude und ein Amerikaner und ein Deutscher. — „Ja, wie meinst Du denn das? Ich verstehe Dich nicht." — Nun denn, so höre: Meiner Abstammung nach bin ich ein Jude; meinen politischen Verhältnissen nach bin ich ein Amerikaner, und ich bin ein so patriotischer, so begeisterter und ein so treuer amerikanischer Staatsbürger, wie nur irgend Jemand es sein kann; meinem Denken und Empfinden nach bin ich ein Deutscher, denn ich habe von Schiller, von Goethe, von Kant und andern deutschen Geistesheroen mein inneres Leben durchaus beeinflussen und durchdringen lassen, ich habe aus den Quellen deutscher Literatur geschöpft, und ich bin zu Füßen deutscher Lehrer gesessen, und mit einem gewissen Stolze sage ich: Ich bin meinem Denken und Empfinden nach ein Deutscher. Doch heute liegt uns etwas Anderes vor, — die Erwägung der Frage: Zu welchem Stamme gehören wir? Und da sage ich, und ich sage auch dieses mit einem gewissen Stolz: Ich bin ein Jude.

17. — In neuerer Zeit scheint die Racenmischung etwas rascher vorwärts zu gehen, und man kann dieselbe gar nicht verhindern. Ob man ihr hinderlich entgegentreten soll? Seitens staatlicher oder hierarchischer Gewalten gewiß nicht. Aber natürlich saugt die jüdische Minderheit nicht die arische Mehrheit auf, sondern es ist die Mehrheit, welche die Minderheit in sich aufnimmt und sich assimilirt. Beträchtliche Theile unseres jüdischen Volkes kommen vor unsern Augen uns abhanden. Doch immerhin ist das jüdische Stammesgefühl latent noch so stark vorhanden,

daß ohne Zweifel wohl der größere Theil der Juden auch noch im zwanzigsten Jahrhundert selbst in den Culturländern des Westens eine separate Fortexistenz als Juden behaupten werden. In den Ländern der Uncultur und da, wo unsere Stammesgenossen noch unter unsagbarem Drucke zu leiden haben, da dauert die Judenheit ganz gewiß fort, ungebrochen und ungemindert.

18.— So viel ist sicher: Wie im neunzehnten Jahrhundert in den Culturländern die wichtigste innerjüdische Frage war, ob die Fahne der Reform hochgehalten werden solle, oder ob man stabil beim Alten zu verharren habe, so wird im zwanzigsten Jahrhundert, in das wir vor Kurzem eingetreten sind, die Hauptfrage innerhalb des Judenthums in den Ländern des Westens die sein: Soll das Judenthum als ein besonderer Stamm und als eine separate Religionsgemeinschaft fortexistiren, oder soll sich dasselbe mit andern Völkerstämmen und andern Religionsgemeinschaften verbinden und verschmelzen? —

Zuversichtlich wird es, trotz der vorauszusehenden Selbstzersetzung in zahlreichen bisher jüdischen Familien, in seiner großen Mehrheit fortbestehen, ja, es wird unter günstigeren Daseinsbedingungen neugekräftigt und neuverjüngt fortbestehen.

כאלה וכאלון אשר בשלכת מצבת בם זרע קדש מצבתה.

Chicago, 6. Sept. 1901.

Die Hauptstadt von Baden.

In der „Straßburger Post" finden wir ein lustiges Stücklein aus der Schule:

„Wie heeßt, so frogt e Lehrer letscht,
„Die Hauptschtadt dann vun Bade!"
Unn denkt, wie des nit Eeni weeß,
E Noochhilf könnt nix schade.
„Die Antwort'" sächt er, „ischt nit schwer
For g'scheidte Mäd' zu sinne,
Dann vorne isch e Name drinn
Unn 's schteht e Hauptwort hinne.
E weltberihmter Kaiser hot
Den Name do getrage
Unn 's Hauptwort braucht mer in de Nacht,
Wer kann jetzt Antwort sage?"
Do hebt e Mäd' die Finger uff,
's war eens vun dene brave.
Unn 's kummt die klassisch Antwort raus:
„Die Stadt heeßt Ludwigshafe."

Bisman Korif's Notizbuch.

(S. H. S.)

Zum Spekuliren a u f der Börse gehört mehr Verstand wie Geld. Zum Spekuliren m i t der Börse mehr Geld wie Verstand. Zur philosophischen Spekulation muß der Mensch Zeit haben, die bei.Weitem mehr Werth hat, wie Geld und gar viel Vernunft, die noch weitaus rarer ist, wie der Verstand!

Bisman Korif mit sich selber spricht:
„Merke dir's und vergiß es nicht!
Wenn die Sprache selber für dich dicht',
Dann bilde dir noch lange nicht ein,
Ein wirklicher Dichter schon zu sein.
D a s sagt unzweideutig der alte Schiller.
Drum halt' dich fern vom reimenden Laster,
Sonst bleibst du dein leblang ein Poetaster,
Ein Taster blos nach falschem Lorbeerkranz,
Ein Knasterbart und öder Firlefanz —"
Und Bisman Korif ward still und immer stiller.

Was ein richtiger Jesuite ist,
War niemals ein wahrer, echter Christ.
Und wer ein treuer Jude und Rabbiner
Ist kein Mammonknecht und Menschendiener!

Für eine alte, sehr brave aber ziemlich abgetakelte, von Räubern gefangene Missionarin, dahinten in der Türkei, machten die Presbyterianer binnen ein paar Wochen Tausend und Tausende von Dollars als Lösegeld zusammen! D a s thun die „Gojim." Aber das „auserwählte" Volk in Amerika kann für s e i n e Mission, für die „Thorah," den gewünschten J. M. Wise-Fond nicht aufbringen! Und d a s Volk will eine religiöse Weltmission haben. — Geht hin und bessert euch! und zwar bald, sonst gehts euch hier noch einmal recht schief! Der gottselige Wise war doch kein Räuberhauptmann! . . . . .

Der Mensch bleibt immer Mensch,
Was auch die Weisen sagen:
In jedem Alter wird des Staubes schwacher Sohn
Den Stempel seiner Thorheit tragen. (Goethe.)

Es soll die Sitte der inneren Eigenthümlichkeit Gewand und Hülle sein, zart und bedeutungsvoll sich jeder edlen Gestalt anschmiegend und ihrer Glieder Maß verkündend, jede Bewegung schön begleiten.

(Schleiermacher.)

(Für die Deborah.)

Das Waisenhaus zu Cleveland.

Zum fünfzigjährigen Bestehen des B'nei Brith Ordens.

Wo strahlt der Liebe reinstes Götterbild
In dieser Welt der Selbstsucht und der Sorgen?
Du suchst es dort, wo eine Mutter mild
Am treuen Herzen hält ihr Kind geborgen —
Doch heiliger als Mutterliebe quillt
Im Menschengeist des Mitleids Lenzesmorgen;
Wer hört und hilft, wo fremdes Elend schreit,
Der kennt die Liebe, den hat Gott geweiht!

Das Elend schrie, es klagte himmelwärts,
Bald nah', bald fern an düstern Leidensstätten —
Da brach des Vaters Blick, der Mutter Herz —
Die Hülle wird der Erde Grund umketten;
Doch was die Seele ließ in Gram und Schmerz,
Der Waisen Schaar — wer wird sie retten, retten!
O kämpft getrost den Kampf des Lebens aus!
Die Liebe schuf des Westens Waisenhaus!

Ihr Töchter Juda's, eine Menschheit preist
Als uns'res Volkes Erbe das Erbarmen;
Du, Jungfrau, fühlst, was Kindesliebe heißt,
Du, Mutter, hältst den Säugling in den Armen;
Und wer von Vatertreue früh verwaist,
Wer nie am Mutterherzen kann erwarmen,
Den wird umschließen dieses Hauses Raum,
Der Wohlthat besten Blüthentraum.

Ihr Töchter Juda's, treu habt ihr geschafft,
Den Männern gleich, dies Eden zu gestalten;
Doch nicht des Mannes Geist und Kraft
Hier Segen und Gedeihen zu entfalten;
Hier müßt ihr Frauen wirken zauberhaft!
In Demuth schaffen und in Liebe walten!
Der Waise fehlt der Liebe Schmerz und Lust —
Sie blüht allein in edler Frauen Brust!

Ihr truget bei, das Waisenhaus zu weih'n
Zu einem Tempel, reich an Huld und Segen;
Ihr trugt des Herzens volle Gluth hinein,
Hier sollt Ihr von euch Tand und Schätze legen!

Was nützt der Perlen Glanz — des Goldes Schein?
Wenn betend sich für dich die Lippen regen,
Wenn Dankesthränen dir die Waise weiht,
Das, Tochter Juda's, ist dein Pupurkleid! —

Die Mütter übten fromm der Formen Brauch —
Sie haben treu ihr Sabbathlicht entzündet!
Wohl ist verweht der alten Zeiten Hauch —
So hört, was jetzt die neue Zeit v-rkündet:
„Ihr Frau'n Amerika's sollt entzünden auch
Ein Licht des Herrn; nun dieses Haus gegründet!
Hier pflanzt das Licht, des Geistes höchstes Gut!
Hier tränkt die Herzen mit der Liebe Gluth!"

Die Mütter brachen fromm ihr Sabbathbrod,
Gedenkend des Tempels Opferspenden;
An euch ertönt ein heiliges Gebot:
„O opfert, opfert, Leid und Gram zu enden!
Wenn Sabbath nah't, gedenkt auch ihr der Noth!
O gebt ein Scherflein — gebt's mit frommen Händen!
Gedenkt der Waisen! — opfert fromm und still!
Das ist die Challa, die die Jetztzeit will!

Kein Volk der Erde stellt so hoch die Frau'n,
Wie dieses Freistaats Bürger uns erheben; —
Und dennoch seh' die Töchter dieser Au'n
Ich rings fast nur nach Tand und Flitter streben —
O Töchter Juda's, laßt euch würdig schau'n
Des hohen Rangs, den euch dies Land gegeben!
Fort Schein und Schimmer! — Lindert Noth und Schmerz! —
Die Liebe ist dein Reich, du Frauenherz!

Detroit, Mich., 13. October 1901.

J. Groneman.

Wie unser Schatten ist so mancher „treue" Freund:
Er bleibt, so lange uns des Glückes Sonne scheint.
Die Thränen sind Heuchler in manchen Sachen;
Doch die Wahrheit saget stets das Lachen. (Kleist.)

Ich habe die feste Ueberzeugung, daß jeder große Fortschritt in der wahren Naturerkenntniß unmittelbar oder mittelbar auch eine entsprechende Vervollkommnung des sittlichen Menschenwesens herbeiführen muß. (Häckel.)

Jüdische Gedenktage.

November.

1\. 1478 Inquisition in Spanien gestiftet.
1784 Gotthold Salomon, Prediger, geb.
1817 Josef Cohen, französischer Journalist und Schriftsteller, geb.
1839 Isidor Loeb, französischer Gelehrter, geb.
1842 Salomon Herschell, Chief Rabbi von England, gest.
1843 Samuel Phil Gans, Advokat, Celle, gest.
1870 Ephraim Unger, mathematischer Schriftsteller, Erfurt, gest.
1893 Markus Hirsch, Arzt und Schriftsteller, Sohn von S. R. Hirsch, Frankfurt a. M., gest
1894 Czar Alexander III. gest.

2\. 1751 Akiba Eger, talmudische Kapazität, Güns, geb.
1786 Abraham Oppenheimer, rabbinischer Autor, Hannover, gest.
1820 Sir Saul Samuel, australischer Politiker, geb.
1827 August de Lagarde, gelehrter Orientalist und Antisemit, Berlin, geb.
1831 Julius Stettenheim, berühmter Humorist, Hamburg, geb.
1875 Eduard Horn (Ign. Einhorn), Reformprediger und ungarischer Staatsmann, Budapest, gest
1879 David Einhorn, deutsch-amerikanischer Reformrabbiner, New York, gest.
1882 David Morgenstern, bayerischer Landtagsabgeordneter, gest.
1894 Kapitän Dreyfus verhaftet.
1896 Georg Levin, Sanitätsrath und Professor, Berlin, gest.

3\. 1394 Juden aus Paris ausgewiesen
1766 Thomas Abbt, Mendelssohn's Freund, gest.
1837 Ludwig Chronegk, deutscher Schauspieler, geb.
1839 Hattischeriff von Gülhane erlassen. Besserung der Stellung der Juden in der Türkei.
1890 Manuel Joel, Rabbiner und philosophischer Schriftsteller, Breslau, gest.
1899 Jacques Wiener, Graveur, Brüssel, gest.

4\. 1481 Großes Auto da fe in Sevilla.
1684 Abr. Jos. Sal. Graziano, rabbinischer Autor, Modena, gest.
1716 Raphael Rabenio, Arzt und jüdischer Literat, Padua, gest.
1748 Jakob Chai Chefez, Dichter und Prediger, Görz, gest
1795 Abraham Kassel, hebräischer mathematischer Schriftsteller, Berlin, gest.
1846 M. A. Günzburg, hebräischer Aufklärungsschriftsteller, Wilna, gest.
1849 J. S. Avigdor, Mitglied des Pariser Sanhedrin, Nizza, gest.
1861 Serbisches Gesetz verbietet Aufenthalt der Juden im Inneren.

5\. 1337 Zwei Märtyrer in Parchim, Mecklenburg, getödtet.
1816 Siegfried Hirsch, Historiker, Konvertit, geb.
1828 Berr J. Berr, Kämpfer für Judenemancipation, Nancy, gest.
1830 Albert Fischer, Kindergartenschriftsteller, geb.
1846 Salomon Trier, Rabbiner, Frankfurt a. M., neunzigjährig, gest.
1864 David Sassoon, Gründer des berühmten Hauses in Bombay, gest.
1888 Louis Löwe, Montefiore's Sekretär, London, gest.
1896 Rachel Gräfin d'Avigdor, gest.

6\. 1643 Abraham Azulai, kabbalistischer Autor, Hebron, gest.
1805 Meir Obornik, Biurist, Wien, gest.
1840 Ferman des Sultans gegen die Blutbeschuldigung erlassen.
1896 Joh. Emanuel Veith, katholischer Kanzelredner, Konvertit, gest.
1895 Joel Müller, rabbinischer Autor, Berlin, gest.

7\. 1573 Salomo Luria, hervorragender Talmudist, Lublin, gest,
1610 Opfer der Inquisition in Logrono verbrannt.

7. 1846 Ignaz Brüll, Klaviervirtuose, Proßnitz, geb.
1859 Moriz Horschetzky, Arzt und jüdischer Schriftsteller, Kanisza, gest.
1860 Jakob Joseph Oettinger, Rabbinatsverweser, Berlin, gest.
1864 David Sassoon, Wohlthäter, Poona, gest
1884 H. Redlich, Kupferstecher, Berlin gest.
1895 Emmy Rossi, Romanschriftstellerin, Berlin, gest.
1898 Isaia Luzzatto, Herausgeber der Werke seines Vaters S. D. Luzzatto, Padua, gest.

8. 1610 Weitere Opfer der Inquisition in Logrono.
1807 Seligmann Bär Bamberger, orthodoxer Rabbiner, Wiesenbronn, geb.
1838 Peter Beer, Aufklärungsschriftsteller, Prag, gest.
1878 Hermann Gödsche (Sir John Ratcliff) antisemitischer Romandichter, Trachenberg, gest.

9. 1703 Samuel ben Zebi aus Krakau, Herausgeber des Talmud mit Parallellstellen, Frankfurt a M., gest
1891 Simon Bacher, neuhebräischer Dichter, St. Miklosz, gest.

10. 1689 David Lida, talmudischer Autor, Lemberg, gest.
1773 Josef Perl, Aufklärer und sathrischer Autor, Tarnopol, geb.
1809 David Einhorn, Reformrabbiner, Dispeck geb.
1810 Martin Eduard von Simson, Präsident des deutschen Reichstags, Konvertit, Königsberg, geb.
1810 Lazarus Adler, Rabbiner und Autor, Unsleben, geb
1814 Jakob Kaufmann, deutscher Schriftsteller, geb.
1826 Jakob Hamburger, Verfasser der jüdischen Encyklopädie, geb.
1833 Ed. Jakobsohn, Possendichter, Groß Strehlitz, geb.
1843 Lazarus Gümpel, Wohlthäter (Heine's Gümpelino), Hamburg, gest.
1892 Israel M. Japhet, Lehrer und Schriftsteller, Frankfurt a. M., gest.

11. 1558 Schalom Schechna, Begründer des Talmudstudiums in Polen, Lublin, gest.
1803 Raphael Kohen, Rabbiner uud talmudischer Autor, Altona, gest
1823 Hirsch Katzenelnbogen, Rabbiner und talmudischer Autor, Waizenheim, gest.
1823 Nathan von Kallir, österreichischer Reichsrathsabgeordneter, Brody, geb.
1848 Gustav Karpeles, Literaturhistoriker, Loschitz, geb.
1855 Jews' College in London eröffnet.
1891 Ignaz Hirschler, Ophtalmologe und ungarisches Herrenhausmitglied, Budapest, gest.
1897 Sabbato Morais, orthodoxer Rabbiner, Philadelphia, gest.

12. 1631 Simon Wolf Auerbach, Rabbiner, Prag, gest.
1778 Löb Sündel Pfersche, talmudischer Autor, Hamburg, gest.
1787 Gesetz, betreffend Namen der Juden in Oesterreich, erlassen.
1797 Jehuda Horowitz, Arzt und hebräischer Schriftsteller, Grodno, gest.
1813 Meir Heimerdinger, badischer Kreisgerichtsrath, geb.
1819 Daniel Sanders, deutscher Lexikograph, Alt-Strelitz, geb.

13. 1550 Paul Fagius, christlicher Hebraist, England, gest.
1679 Thomas de Pinedo, gelehrter Maranne, Amsterdam, gest.
1757 Talmud in Kamienetz durch die Frankisten verbrannt.
1834 Benjamin Peixotto, Kämpfer für die Rechte der Juden, New York, geb.
1882 Ephraim Alexander, Wohlthäter, London, gest.
1890 Josef Klingenstein, pädagogischer Schriftsteller, gest.
1894 Jakob Reichmann, hebräischer Schriftsteller, Szczebrszyn, gest.

14. 1843 Elias Willstädter, Prediger, Karlsruhe, gest.
1893 Moriz von Königswarter, Philanthrop, Wien, gest.
1900 Adolf Pollitzer, Musiker, London, gest.

15. 1832 Hannah Adams, christliche Verfasserin einer jüdischen Geschichte, Boston, gest.
1843 C. A. Buchholz, christlicher Anwalt der jüdischen Rechte, gest.
1868 James von Rothschild, Paris, gest.

15.	1882	Daniel Ehrmann, Rabbiner und Autor, Brünn, gest.
	1886	Gustav Heine, Zeitungseigenthümer, Heinrich Heine's Bruder, Wien, gest.
	1892	Senior Sachs, hebräischer Schriftsteller, Paris, gest.
	1894	Arnold Bodek, Schriftsteller, Enkel S. L. Rapoports, Leipzig, gest.
	1900	Jehuda Behak, Rabbiner und Autor, Cherson, gest.
16.	1491	Hinrichtung vieler Marannen in Avila.
	1794	Saul, Rabbi in Frankfurt a. d. Oder., als Flüchtling in London, gest.
	1800	H. Lebrecht, hebräischer Literaturhistoriker, geb.
	1803	Heinrich Ewald, christlicher Verf. einer Geschichte Israels, Göttingen, geb.
	1822	Bär Kestin, hebräischer Autor, Borki, geb.
	1850	Albert Alexandre, Schachspieler, Paris, gest.
	1871	Emil Makai (Fischer), ungarischer Dichter, Mako, geb.
	1888	Arsene Darmesteter, französischer Philologe, gest.
	1890	Israel Bar. Merenländer, talmudischer Autor, gest.
	1900	Moriz Rosenhaupt, Kantor und Komponist, Nürnberg, gest.
17.	1800	Achilles Fould, französischer Finanzminister, Paris, geb.
	1834	Michael Bernays, deutscher Literaturhistoriker, Konvertit, Hamburg, geb.
	1862	Gotthold Salomon, erster deutscher Prediger, Hamburg, gest.
	1864	Simcha Pinsker, hebräischer Autor, Odessa, gest.
	1891	Jakob Egers, hebräischer Schriftsteller, Berlin, gest.
18.	1616	Moses Mordechai Margalioth, talmudischer Autor, Krakau, gest.
	1822	Daniel Hakohen Azevedo, portugiesischer Rabbiner, Amsterdam, gest.
	1840	Lehrerseminar in Berlin eröffnet.
	1844	Russisches Gesetz über Bildung der Rabbiner.
19.	1791	Jakob Beck, Vefasser eines populären Schächtbuches, Leipnik, gest.
	1864	Jakob Weil, jüdischer Schriftsteller, Frankfurt a. M., gest.
	1878	A. B. Lebensohn, hebräischer Autor, Wilna, gest.
	1887	Emma Lazarus, jüdische Dichterin, New York, gest.
	1890	Lady Hanna Roseberry, geb. Rothschild, gest.
20.	1657	Manasse ben Israel, Anwalt der Juden, Middelburg, gest.
	1858	Hirsch Edelmann, hebräischer Schriftsteller, Berlin, gest.
	1860	Isaak Markus Jost, Geschichtsschreiber, Frankfurt a. M., gest.
	1864	Jakob Ezechiel Löwy, Rabbiner und Autor, Beuthen, gest.
	1889	Meyer Roest, Lithograph, Amsterdam, gest.
	1892	Chajim Nathan Dembitzer, Historiker, Krakau, gest.
	1894	Anton Rubinstein, Komponist, Konvertit, Peterhof, gest.
	1894	Samson d'Ancona, italienischer Senator, Florenz, gest.
21.	1619	Märtyrer Abba in Ispahan von Hunden zerrissen.
	1819	Daniel Chwolson, Konvertit und Vertheidiger der Juden, Wilna, geb.
	1899	A. L. Friedland, Mäzen und Philanthrop, St. Petersburg, gest.
22.	1736	Arjeh Löb, Prediger, Märtyrer, Posen, gest.
	1797	David Salomons, erster jüdischer Lord Mayor, London, geb.
	1800	Salomon Maimon, Philosoph, Nieder Siegersdorf, gest.
	1808	Lionel von Rothschild, erster Jude im englischen Parlament, geb.
	1811	David Wolf Marks, erster englischer Reformprediger, London, geb.
	1819	George Eliot, Verfasserin von Daniel Deronda, geb.
	1830	Sigm. Meyer, Justizrath, Führer im Berliner Gemeindeleben, London, geb.
	1857	Wolf Pascheles, Herausgeber der Sippurim, Prag, gest.
23.	1703	Pulverexplosion in Lemberg, viele Juden getödtet.
	1793	Jehuda Pinchas, Maler, gest.
	1825	Henriette Goldschmidt, Frauenschriftstellerin, Krotoschin, geb.
	1836	Jakob Kohen Lakri, französischer Konsul, gest.
	1836	Moses Körner, Schriftsteller, Breslau, gest.
	1840	Ambrosius Bonald, französischer Judenfeind, gest.
	1844	Hermaun Todesco, Wohlthäter, Wien, gest.

23. 1845 M. S. Alexander, protestantischer Bischof von Jerusalem, Konvertit, gest.
1848 Hermann Jellinek, Wien, als Rebell erschossen.
1886 Leopold Kompert, Ghettodichter, Wien, gest.
1899 Josef Cohen, französischer Journalist und Schriftsteller, Paris, gest.

24. 1777 Aron ben Meir aus Brest, talmudischer Autor, gest.
1848 Josef Mendelssohn, Sohn Moses Mendelssohn's, Berlin, gest.
1869 Jonathan Alexandersohn. Opfer orthodoxer Verfolgungen, Altofen, gest.
1872 Moriz Schorstein, Hydrotherapeutiker, Odessa, gest.
1877 Simon Deutsch, Bibliograph, Konstantinopel, gest.

25. 1829 Jenny Hirsch, Schriftstellerin, geb.
1830 Lina Morgenstern, Kämpferin für Frauenrechte, Breslau, geb.
1839 Kaim Samuel, Anwalt der Judenemanzipation, Dresden, gest.
1868 Michel Sabludowski, jüdischer Autor, Bialystock, gest.
1899 Markus Nordheim, Philanthrop, Hamburg, gest.

26. 1660 Daniel E. Jabbonski, hebräischer Buchdrucker, Christ, geb.
1822 Karl August Fürst v. Hardenberg, Urheber des liberalen preußischen Judengesetzes von 1812, gest.
1840 Karl von Rotteck, Historiker, Bekämpfer der Judenemanzipation in Baden, Freiburg, i. B., gest.
1849 Julius Hitzig, Architekt, jüdischer Abstammung, Berlin, gest.
1862 Josef A. Friedländer, Landrabbiner, Brilon, hundertjährig, gest.
1892 Moriz Wahrmann, ungarischer Politiker, Budapest, gest.
1893 Sebastian Brunner, klerikaler Antisemit, Wien, gest.
1900 Hermann Hirschel, Possendichter und Librettist, Berlin, gest.

27. 1804 Sir Julius Benedict, Musiker, Stuttgart, geb.
1815 Simon Hock, jüdischer Geschichtsforscher, Prag, geb.
1861 Jeanette Wohl, Börne's Freundin, Paris, gest.
1883 Mordechai Plungian, hebräischer Autor, Wilna, gest.

28. 1706 Salomon Mirels, Rabbiner, Altona, gest.
1830 Anton Rubinstein, geb. (S. 20. Nov.)

29. 1349 Judengemetzel in Augsburg.
1882 Moise Soave, Schriftsteller, Venedig, gest.
1888 R. N. Rabbinowitz, Textkritiker des Talmud, Kiew, gest.
1889 Jakob Brüll, Rabbiner und Autor, Kojetein, gest.

30. 1215 Laterankonzil dekretirt das Judenabzeichen.
1631 Samuel Edels, der „Mecharscha," Lublin, gest.
1748 Mordechai Zahalon, Arzt und Dichter, Ferrara, gest.
1818 Ch. V. Alkan, Musiker, Paris, gest.
1820 M. A. Alexander, australischer Politiker, geb.
1828 Preußische Kabinetsordre verbietet den Juden christliche Vornamen.
1871 Gaston Cremieux als Kommunist, Marseille, erschossen.
1897 Naftali Maskillejson, hebräischer Schriftsteller, Minsk, gest.

„Sagen Sie mal, Herr Doktor, sind Sie eigentlich Menschen- oder Thierdoktor!" — „Ja, das kommt ganz auf den Patienten an."

Er: „Ach, Fräulein Stern, wenn Sie eine Ahnung hätten, wie ich Sie liebe, und wenn Sie wüßten, was ich verdiene, Sie würden mich sicher erhören!"

Sie: „Was verdienen Sie denn?"

Er: „Eine recht gute, brave Frau!"

Mittheilungen aus dem Publikum.

Herr Redakteur! Herr Landesrabbiner Feilchenfeld will wissen, was das für ein Weib ist, welches in Nummer 2 Ihres geschätzten Blattes die Vergeblichkeit des Kampfes gegen den Weihnachtsbaum ausgesprochen hat. Dem Herrn Landesrabbiner kann geholfen werden. Ich bin ein Weib, wie viele andere sind. Das Sabbathlicht kenne ich wohl, aber gerade die Art, wie ich es kennen lernte, hat mich veranlaßt, es in meinen Haushalt nicht einzuführen. Meine selige Mutter hat wohl das Sabbathlicht alle Woche angezündet, aber, da mein Vater ein von seinem Geschäfte sehr in Ansruch genommener Kaufmann war, hatte das Sabbathlicht nicht die Bedeutung des Sabbathanfanges für uns. Im Winter zündete Mama die Kerzen vor Dunkelheit an, um den Segen zu sprechen, löschte sie aber wieder aus, weil sie nicht bis zur Zeit des Abendbrods ausgehalten hätten, und ließ sie vom Dienstmädchen wieder zum Abendbrod anzünden. Papa, der ein großes russisches Getreide-Exporthaus in Breslau vertrat, war häufig im Winter so beschäftigt, daß er erst spät aus seinem Komptoir kam und oft noch rasch nach dem Abendessen in sein Komptoir zurückeilte oder auf das Telegraphenamt ging, um Geschäfte zu besorgen, so daß ein Sabbathbewußtsein in uns nicht aufkam. Da überdies Mama ohne Bedenken die Lampen anzündete und auslöschte, so schien mir das Lichtbenschen eine leere Formalität. Im Sommer wieder, wenn Papa weniger beschäftigt war, gingen wir oft an Freitag Abenden zum Konzert auf die Liebigshöhe, und Mama zündete dann am hellen Tage das Licht an, um es sofort wieder auszulöschen. Ich darf dem Herrn Landesrabbiner verrathen, was er auch ohne mich weiß, daß von den 5000 jüdischen Familien Breslaus etwa 4800 ebenso lebten wie wir. Allerdings war das anders bei Papas Eltern, die in Pleschen lebten, aber wir können eben in New York noch weniger als in Breslau die Verhältnisse eines kleinen halbpolnischen Städtchens herschaffen.

Mit dem Chanukkalicht ist es anders und meine Kinder bringen aus der Religionsschule mehr Anregung in dieser Richtung mit, als meine Großmutter trotz lebenslanger Uebung erhalten hatte, denn sie wußte mir auf meine Frage nach dem Ursprunge des Festes keine rechte Antwort zu geben. Ich lasse übrigens meinen Kindern das Chanukkalicht am ersten Abende anzünden und sehe ihre Antheilnahme an dem national-jüdischen Denken sehr gerne, denn ich bin eine überzeugte Zionistin und Herr Dr. Felsenthal hat mir aus der Seele gesprochen, wenn er das Judenthum als das Denken und Empfinden des jüdischen Volkes definirte. Das wird nicht durch die Illusion einer Sabbathlampe gestärkt und nicht durch das Mitmachen einer unschuldigen Volkssitte geschwächt.

Wenn Herr Landrabbiner Feilchenfeld den Weihnachtsbaum als eine nationalökonomische Sünde betrachtet, so möchte ich mir die Gegenfrage erlauben, was dann der Eßreg und das Gebot des Mazzeessens ist, die viel theuerere Passionen sind, von dem Sabbath ganz zu schweigen, der dem Aermsten der Armen, dem Hausierer, zwei bis drei Arbeitstage jede Woche

entzieht. Wir haben zum Beispiel einen jüdischen Bäcker in unserer Nähe, der am Freitag nicht bäckt, weil er am Sabbath nicht verkaufen kann, und den halben Sonntag im Geschäfte verliert, weil er am Sabbath nicht backen darf. Wie steht er zur Nationalökonomie?

Mein lieber Herr Redakteur! Sie haben wohl sich diesen Brief des Herrn Dr. Feilchenfeld bestellt, denn nach Ihren Frauen in der Erzählung „Unlösbare Fesseln" zu urtheilen, haben Sie keine sehr hohe Meinung von dem weiblichen Geschlecht. Wenn Ihre eigene Frau das liest, muß sie ja ein Engel von Geduld sein!

Ergebenst Louise W. F.

Rundschau.

Die Zustände in Palästina sind durchaus keine glänzenden. Nach den Berichten in Luncz's Jahrbuch sind die bisherigen Versuche, in Palästina eine selbständige Menschenklasse zu erziehen, bis jetzt fehlgeschlagen. Die Kolonien sind immer noch auf Unterstützung angewiesen. Wirkliche Arbeiter wandern aus und die Armen, welche von Unterstützung leben, vermehren sich in Folge der traurigen Verhältnisse und in Folge des Zuzuges religiöser Schwärmer. Die Stiftungen der alten Zeit sind in Folge schlechter Verwaltung verloren gegangen und die großen Summen, welche Montefiore aufgewendet hat, sind wie ein Tropfen von einem heißen Stein aufgesogen worden.

Die Jesus-Kontroverse wird in der hebräischen Presse noch immer fortgesetzt. Zur Orientirung unserer Leser sei Folgendes gesagt: Die im Juli dieses Jahres in Philadelphia versammelte Rabbinerkonferenz hatte sich mit dem Antrage des Herrn Weinstock zu beschäftigen, der verlangte, daß eine gewisse Anschauung von Jesus in den Religionsschulen gelehrt werde, von welcher Herr Weinstock hofft, daß sie zur Milderung des Vorurtheils beitragen werde. Die Konferenz lehnte das ab, da sie der Ansicht war, das Judenthum als solches stehe Jesus insoferne negativ gegenüber, als es das Dogma der Göttlichkeit Jesu, die Auferstehung, die Himmelfahrt und Alles, was Jesus zu mehr als einem Menschen macht, leugne, während es die Ansichten über das, was Jesus wirklich gewesen sei: ein wohlwollendrr Volksführer, der sich den Schwächen seiner Zeit akkommodirte oder ein Demagoge, der auf die Leichtgläubigkeit der Menschen seinen Erfolg aufbaute oder ein Schwärmer, der selbst an seine Phantasiegebilde glaubte, dem Individuum überlassen müsse. Eine andere Ansicht schien darüber gar nicht möglich, und in der That war die gesammte Presse mit Ausnahme der Jargonblätter und des einzigen hebräischen Blattes, des „Haibri," darin einig. Die letzteren haben ein Publikum, das ihnen immer mehr entwächst und darum fanden sie es für nothwendig, über die Verräther, welche die Juden zum Jesusglauben hinüberführen wollen, Zeter zu schreien. Es läßt sich leider nicht ganz in Abrede

stellen, daß in letzter Zeit auf der jüdischen Kanzel in Amerika ein Kokettiren mit dem Christenthum durch Idealisirung der Jesusgestalt Platz gegriffen hat, welches den sich selbst achtenden Juden verletzen muß. Da wird fortwährend von dem idealen jüdischen Rabbi und so ähnlichen Redensarten herumgeschwätzt, während doch thatsächlich für das Judenthum blos eine Verneinung vorliegt. Für uns existirt der verheißene Gottes- und Jungfrauensohn nicht. Ebensowenig kann uns die Schleiermacher'sche und Harnack'sche Theologie mit ihrem Idealmenschen befriedigen. Der Idealmensch existirt nur in der Einbildung und ist nichts anderes als ein schwacher Rettungsversuch der Lehre vom Gottessohn. Sicher wissen wir, daß sich viele der in den Evangelien erzählten Thatsachen gar nicht, oder nicht so, wie sie berichtet sind, zugetragen haben können. Der Satan kann unmöglich Jesus auf einen Berg gebracht haben, wo er alle Reiche der Welt gesehen hat, und ebensowenig kann am Tage nach Jesus' Geburt ein Census in Judea stattgefunden haben, weil damals zu Lebzeiten des großen Herodes die Juden nominell noch ein unabhängiges Reich gebildet haben, in welchem die Römer ebensowenig einen Census vornehmen konnten als die Russen in Bulgarien. Es liegt daher auf der Hand, daß die Berichte über die Lehren Jesu durchaus nicht von historisch glaubwürdigen Personen bezeugt sind. Da sich alle diese Lehren in sehr wesentlichen Punkten widersprechen, wie zum Beispiel der eine Bericht angiebt, Jesus habe darauf bestanden, daß das ganze jüdische Gesetz aufrecht erhalten werden müsse, während der andere uns erzählt, daß Jesus das jüdische Gesetz mit einem abgetragenen Kleidungsstücke verglichen habe, dem kein Flicken helfen könne, oder, wenn einmal Jesus seinen Jüngern verbietet, die neue Lehre den Heiden und Samaritanern zu verkünden, während er ein anderes Mal die Juden als verdammt an dem Orte, wo Heulen und Zähneklappern herrscht, darstellt, so ist doch seine Lehre keineswegs authentisch festgestellt. Derjenige, der sich durch kein kirchliches Dogma für gebunden hält, wird sagen müssen: Was an den Erzählungen von Jesus Wahres ist, wissen wir nicht. Man hat also die Wahl zwischen der Deutung der Jesusgeschichte als Sage oder als Legende. Wenn wir diese Erzählungen mit modernen Geschichten vergleichen, ergäbe sich folgendes Bild: Von dem großen Gelehrten Chajim Joseph David Azulai, geboren in Jerusalem 1724, gestorben in Livorno 1807, erzählt Aron Walden, der Verfasser des biographischen Lexikons „Schem hagedolim hechadasch," Warschau 1879, daß er einmal einer der ehelichen Untreue angeklagten Frau das fünfte Kapitel des vierten Buches Moses vorgelesen habe und sofort hätte sich an ihr der dort verzeichnete Fluch erfüllt. Hier handelt es sich um eine historisch gesicherte Persönlichkeit, die insofern richtig aufgefaßt ist, als Azulai ein blindgläubiger Kabbalist war. Etwas anders liegt die Sache in folgender Anekdote, deren Held der bekannte russische Gelehrte Daniel Chwolson, ein getaufter Jude, ist. Als Isaak Bär Löwinsohn, 1788–1860, sein hebräisches Buch über die Blutbeschuldigung geschrieben hatte, soll er es an Chwolson mit der Bitte geschickt haben, denselben Gegenstand in russischer Sprache zu bearbeiten und dabei die talmudischen Worte gebraucht haben: זיל לכך נוצרת, was ein Wortspiel ist und bedeutet: Gehe, denn deswegen hast du dich taufen lassen.

Chwolson habe darauf mit einem anderen talmudischen Wortspiele geantwortet: ער שלא נוצרתי איני כראי was bedeutet: Ehe ich getauft war, konnte ich nichts leisten und jetzt, nachdem ich getauft bin, ist es, als wäre ich uicht getauft. Natürlich ist diese Geschichte nicht wahr. Ich habe zum Ueberflusse bei Herrn Professor Chwolson angefragt, um zu erfahren, ob nicht etwas Thatsächliches der Erzählung zugrunde liege. Er erwiderte, daß er Löwinsohn nie gekannt habe und daß sein russisches, neulich ins Deutsche übersetztes Buch über die Blutbeschuldigung als Gutachten bei einer Ritualmordanklage, also ganz unabhängig von Löwinsohn, entstanden sei, und daß Löwinsohn bei seinem Erscheinen schon gestorben war. Hier sehen wir, daß die Legende sich schon in einen Mythus verliert. Historisch sind daran nur die Namen und einige rein nebensächliche Umstände. Weiter entwickelt sich der Mythus in einer anderen Weise in der Geschichte von Wilhelm Tell oder in der Sage vom ewigen Juden. Hier ist es bloß die Idee, die der Erzählung zugrunde liegt. Ahasverus ist bloß der Typus des immer wandernden jüdischen Volkes, dessen Fortexistenz sich die Kirche natürlich nicht als Beweis der Wahrheit des jüdischen Glaubens, sondern als Strafe für die Verleugnung Christi zurecht legen will. Tell wiederum ist der Typus des um seine Freiheit ringenden Schweizervolkes. Was thatsächlich sich in Jahrhunderten und durch die Tapferkeit eines ganzen Volkes vollzogen hat, wird auf einen fnrzen Zeitraum und auf einen Mann konzentrirt. Wie es mit den Geschichten von Jesus in dieser Beziehung steht, läßt sich nur vermuthen. Das Wahrscheinlichste ist, daß die religiösen Kämpfe, die sich während des ersten und zweiten Jahrhunderts abgespielt haben, auf einen kurzen Zeitraum zusammengedrängt wurden und daß die langsam sich entwickelnden Ideen des Aufgehens Israels in die regenerirte Völkerwelt einem einzigen Manne zugeschrieben wurden. Am wahrscheinlichsten wird diese Hypothese dadurch gemacht, daß es so gut wie unmöglich ist, daß mitten im Unabhängigkeitskampfe der Juden Jemand aufgetreten sein sollte, der das Aufgeben jedes Widerstandes gegen die Römer gelehrt haben sollte. Noch weniger ist es wahrscheinlich, daß eine solche Lehre Tausende von Anhängern gefunden haben soll. Kann man sich vorstellen, daß während der Belagerung von Paris sich eine große Partei gebildet haben sollte, welche die Rückgabe von Elsaß und Lothringen an Deutschland als einen Akt der Gerechtigkeit gefordert haben und von der großen Masse des chauvinistischen Volkes so unbelästigt geblieben sein sollte, wie das angeblich um das Jahr 50 in Jerusalem abgehaltene Apostelkonzil? Darum bleibt als die vernünftigste Lösung diejenige zurück, welche Jesus ebenso als Mythe erklärt, wie Ahasverus. Trotzdem kann man auch diese Erklärung nicht zum Dogma erheben, da die ganze Angelegenheit den Juden nur vom wissenschaftlichen Standpunkte aus interessirt.

Höhere Töchter. „Sag' Elsa, was ist denn eigentlich das: Die Frauenfrage?" — „Ja, weißt Du, das ist die Frage, wie man am schnellsten Frau wird.

Unlösbare Fesseln.

Eine Erzählung von Gotthard Deutsch.

(Fortsetzung.)

„Mich lassen Sie doch nicht so leicht 'reinfallen wie den Vetter Pessach," rief Frau Hirschmann. „Doch, ich bitte die Herrschaften sich zu bedienen. Es ist Alles improvisirt, wie Sie wissen und Sie werden Nachsicht üben müssen. Kakao oder Kaffee, Herr Doktor Pulsnitz? Es ist Beides hier! Wenn Sie Kakao vorziehen, nehmen Sie Rahm dazu. Für Sie, Herr Doktor Steinbach, ist der Kakao besonders bestimmt. Da ist keine Milch dabei und hier ist Zwieback und Torte, ebenfalls ganz koscher! Sie, Herr Doktor Großer, nehmen es wohl nicht so genau. Sie trinken Kaffee —"

„Gewiß, denn ich muß ihn meinen Patienten verbieten."

„Da werden wir Frauen uns nach ihren Thaten richten. Wir nehmen Kaffee, nicht wahr, meine Damen! Und für uns ist auch der Kugelhopf! Bitte, Herr Doktor! Und Sie auch Herr Doktor Pulsnitz? Ich hörte schon das Geheimniß, daß Sie ein Freund von Kuchen sind, dafür aber nicht rauchen und nicht trinken. Ihnen verschlägt es doch nicht, daß er mit Butter gebacken ist? Wollen Sie nicht ein Kaviarbrödchen nehmen. Echter Kaviar, den mein Mann durch Vermittlung eines Geschäftsfreundes direkt aus Rußland bezieht. Bitte, hier von der Marmolade zu nehmen. Es ist eigenes Fabrikat, von unserem eigenen Obstgarten noch dazu. Die Herren nehmen ja nichts und sie sollten doch nach so langem Spaziergange hungrig geworden sein!"

„Um Gotteswillen, Frieda," rief Frau Doktor Steinbach, „setz' Dich doch ruhig nieder und denke auch an Dich ein wenig!"

„Die Hausfrau ist für ihre Gäste hier."

„Das ist Alles recht schön," bemerkte die Finanzräthin, „aber wir wollen die Hausfrau und ihre Gaben in Ruhe genießen. Ich habe die ganze Zeit schon Ihr Porzellan bewundert, das mir neu ist. Das sind Prachtstücke. Haben Sie auch ein Speiseservice in dem Muster?"

„Nein, so glücklich bin ich nicht," war die Antwort. „Das Kaffeeservice hat mein Mann mir als Wochenbettgeschenk aus Dresden schicken lassen. Als bescheidene Hausfrau war ich auch damals zufrieden."

„Ich wäre es auch gewesen!" bemerkte Frau Doktor Großer. „Ich kriegte aber bei der Geburt unserer Martha nur ein silbernes Nähbesteck, bestehend aus Scheere, Nadelbüchse und Fingerhut."

„Ja, Dein Mann darf Niemandem das Fell abziehen," erwiderte ihr Gatte „während das Metier Herrn Hirschmanns als Rohlederhändler das gestattet."

Frau Hirschmann schien von der Anspielung auf das Geschäft ihres Gatten sehr unangenehm berührt. Ihre Freundin merkte das und suchte das Gespräch auf andere Bahnen zu lenken.

„Es ist höchst schade!“ sagte sie, „für die kleine reizende Trude wäre ein Speiseservice auch nicht zuviel gewesen. Wo ist sie denn übrigens? Die dürfen wir doch unserem Gast nicht vorenthalten. Laß’ sie doch holen.“

„Mach’ doch keinen Unsinn, Ernestine,“ sagte die Hausfrau mit etwas erkünsteltem Sträuben. „Solche Leute sind am besten in der Kinderstube aufgehoben. Die Großmutter hat sie bei sich. Sie unterhält sich am liebsten mit ihr.“

„Dann müssen wir beide haben!“ rief Ernestine entschlossen und verließ mit einer Bitte um Entschuldigung das Zimmer.

„Haben Sie auch diese herrlichen Stickereien mit dem Kaffeeservice bekommen? fragte die Finanzräthin.

„Nein, damit habe ich mich selbst überrascht,“ war die Antwort. „Ich ließ sie von der Popper machen, die glaubte, sich mir erkenntlich zeigen zu müssen und der Kleinen ein Häubchen verehrte. Zurückweisen durfte ich das Geschenk nicht, ohne die arme Frau zu beleidigen, und schenken lassen mochte ich mir von ihr auch nichts. Ich bin übrigens mit der Ausführung gar nicht zufrieden. Es ist Alles korrekt genug ausgeführt, aber ohne jede Originalität. Sie sollten die Tischläufer meiner Schwägerin sehen, die sie sich selbst gestickt hat. In der Stadt hat man zu derlei Zeit. Dabei hat sie nur ein Kind —“

In diesem Augenblicke trat Frau Ernestine mit der Kleinen auf dem Arme, gefolgt von der Großmutter, ein. Die Anwesenden erhoben sich respektvoll bei dem Eintritte der alten Frau.

„Sitzen Sie ruhig und lassen Sie sich nicht stören,“ remonstrirte die alte Dame. „Ich gehe ja gleich wieder, denn ich will die kleine Trudele wieder mit mir nehmen. Bei mir ist sie doch am ruhigsten.“

„Setzen Sie sich doch ein klein wenig zu uns, Frau Hirschmann,“ sagte Steinbach, „bis die junge Dame Allen vorgestellt und nach Gebühr bewundert sein wird.“

„Eine kleine Weile, ja,“ erwiederte die Angeredete. „Ich habe ohnehin wollen mit Ihnen etwas reden, Herr Rabbiner.“

„Die Großmutter hat immer Gewissensfragen dem Herrn Doktor vorzulegen, so oft sie ihm begegnet,“ sagte die Hausfrau lächelnd.

Die alte Frau war eine gewinnende Erscheinung. Einfach gekleidet, machte sie in ihrem Kattunkleid, ihrer blauen Schürze und ihrer Haube mit violetten Bändern einen echt hausmütterlichen Eindruck. Max betrachtete sie mit Interesse, während er die ihm von Frau Doktor Steinbach vorgehaltene Kleine gebührend bewunderte. Die Frauen verwunderten sich alle, die Kleine so gewachsen zu finden. „Die ist ja ein regelrechter Gummiball,“ meinte die Finanzräthin. „Sie hat auch schon zwei Zähnchen,“ bemerkte Frau Doktor Großer. „Sie kann auch schon Patsche Kuchen machen,“ rief Frau Doktor Steinbach stolz. „Patsche, Patsche Kuchen, der Bäcker hat gerufen.“ Und die Kleine patschte lächelnd ihre Händchen zusammen. „Ist das nicht reizend?“ sagte Ernestine zu dem Gaste gewendet, „Und jetzt sag’ 'mal Mama, Herzchen, Ma–ma!“ Die Kleine brachte nur ein paar unartikulirte Töne hervor. „Sie mag nicht. So sag’ 'mal Papa, Pa–pa!“ Die

Kleine preßte ihre rosigen Lippen aufeinander und brachte mit sichtlicher Anstrengung die beiden Silben hervor.

„Das Nächste wird ein Junge sein!“ rief Ernestine trimphirend. „Großmutter, wir machen die „Sude“ zusammen. Wir brauchen keine Köchin. Sie machen das Barches und die Fische. Das trifft doch Niemand so gut als Sie, und ich garniere die Braten und mache die Torten.

„Ich danke,“ rief die Freundin. „Den Sohn wollen wir Dir lieber abtreten — und die Küche will ich dann besorgen.“

„Gott soll es geben!“ sagte die Großmutter. „Die heutige Welt ist ganz anders wie das einmal war. Ich habe zwölf Kinder gehabt und habe leider nur drei behalten. Zuviel sind sie mir nie gewesen und meinem seligen Mann auch nicht. Aber heute ist es mit Allem anders. Ich danke Gott für seine besondere Gnade, daß er mich nach Allem, was ich mitgemacht habe im Leben, so gesund erhalten hat, daß ich noch zu der Wirthschaft sehen kann. Meine Schwiegertochter ist so gut zu mir und so eine edle Seele, sie möchte sich ausziehen für arme Leute —“

„Großmutter, schon wieder!“ schmollte Frieda.

„Nein, was wahr ist, darf man sagen,“ fuhr die Alte ruhig fort. „Sie ist sehr gut und brav und geschickt, aber mit der Religion, da ist sie leider nicht, wie sie sein soll. Heute erst, wie man den Kugelhopf gebacken hat, wenn ich nicht dabei gewesen wäre, hätte ihn die Köchin in die fleischige Röhre hineingestellt. Es ist noch ein Glück gewesen, daß ich dabei war.“

„Sehen Sie, Großmutter,“ rief Frieda. „Wir haben doch die Mali nur Ihretwegen aufgenommen, weil sie eine jüdische Köchin haben wollten. Die jüdischen Köchinnen sind die schlimmsten und dabei sind sie am impertinentesten. Wenn es nicht wegen der Großmutter wäre,“ fuhr sie, an die anderen Damen gewendet fort, „würde mir nie ein jüdisches Mädchen in's Haus kommen. Mein Mann sagt dasselbe. Mit jüdischen Angestellten hat man immer doppelt soviel Verdruß als mit christlichen.“

„Am Ende ist es mit allen dienstbaren Geistern die gleiche Geschichte,“ bemerkte Frau Doktor Großer. „Denken sie sich nur! Vorgestern abends kam mein Mann spät von einer auswärtigen Visite zurück, und meine Köchin, der ich ausdrücklich aufgetragen habe, auf ihn zu warten, legt sich ruhig schlafen, ohne sein Abendbrod vorzubereiten. Selbstverständlich habe ich sie aus den Federn gejagt. Sie hätten nur sehen sollen, wie die gegen mich grob geworden ist.“

„Ich denke, daß es doch recht und billig ist, wenn die Mädchen ihre freie Zeit haben wollen,“ sagte Frau Doktor Steinbach. „Ich habe die Rosa jetzt schon fünf Jahre und kann nicht klagen. Ich lasse ihr nach dem Abendbrod ihre freie Zeit und erlaube ihr den Besuch ihres Verehrers, eines Fleischergesellen, in der Küche zu empfangen. Das giebt ihr ein gewisses Selbstbewußtsein und gerade deshalb ist sie geneigter, in anderen Dingen sich zu fügen.“

„Ja, Dein Haushalt,“ begann die Hausfrau mit einem Seufzer, „ist viel einfacher, und die Rosa ist wirklich eine Ausnahme. Bei alledem aber kann ich im Allgemeinen nicht klagen. Das Stubenmädchen ist auch schon

über ein Jahr bei uns, aber mit jüdischen Köchinnen kann ich nie zurecht kommen. Die fühlen sich als die Herren im Hause."

„Was soll man thun, mein Kind?" sagte die alte Frau. „Dafür sind wir Juden; muß man sich etwas gefallen lassen. Aber davon habe ich ja nicht reden wollen, Herr Rabbiner. Ich wollte Ihnen nur fragen wegen den Karaviat —"

„Kaviar wollen Sie sagen, Großmutter," verbesserte Frieda.

„Was ist mir der Unterschied, Kavariat oder Karaviat. Der Herr Rabbiner weiß, was ich meine. Darf man das essen? Ich habe geschrien: Friedaleben, mein Gold, du machst dir das Haus trephe. Du wirst dich versünden. Ihr habt bis jetzt immer Glück gehabt im Geschäft und mit den Kindern, Gott soll es euch lassen, aber umsomehr muß man sich hüten, sich nicht gegen seinen Namen zu versündigen. Sie sagt das — na, wie heißt man's? — Kravatiar ist koscher. Man hat es bei ihres Bruders Chassene gehabt und der Rabbiner, der dort war, hat es auch gegessen. Ich sag' ihr: Darauf gebe ich nichts. Die Rabbiner sind heutzutage auch nicht alle, wie sie sein sollen. Ich will Ihnen fragen."

„Ich weiß es selbst nicht," antwortete der Rabbiner. „Der Kaviar ist wohl ein Fischprodukt, aber ob man die Fische, von denen er kommt, essen darf, weiß ich nicht. Die Ansichten sind darüber sehr getheilt. Ich für meine Person esse ihn nicht."

„Siehst Du, Frieda! rief die alte Frau triumphirend, „ich habe es Dir gleich gesagt. Wenn man dürfte den Krativar essen, hätte man frühere Zeiten auch etwas davon gewußt. Du wirst das ganze Geschirr extra stellen, was man dazu gebraucht hat. Hab' ich Recht, Herr Rabbiner? Und den Löffel davon werd' ich kaschern."

„Sie können das Geschirr schon gebrauchen, aber für die Zukunft darf es nicht geschehen."

"Sie können sich darauf verlassen, Herr Rabbiner," sagte die alte Frau, indem sie sich erhob: „Wenn mein Simon nach Hause kommt, werde ich es ihm schon sagen. Er darf mir das russische Kravatiar nicht mehr in's Haus bringen. Brr!" setzte sie hinzu, indem sie sich schüttelte, „ich weiß gar nicht, wie man das schwarze Zeug essen kann. Man ist früher gesund und stark gewesen und hat von allen den Sachen nichts gewußt."

„Warten Sie doch noch einen Augenblick, Frau Hirschmann," sagte der Rabbiner, „ich will Sie noch mit meinem Freunde bekannt machen. Er ist der Sohn von Reb Secharje Bernstadt; den haben Sie doch gekannt, nicht wahr?"

„Ob ich Reb Secharje gekannt habe!" rief die alte Frau lebhaft. „Der war ein Zaddik. Wie heißt ein Zaddik! Wissen Sie, Herr Rabbiner. Er ist ein Mohel gewesen. Er war Mohel bei meinem Bruder Salomon. Sie können sich denken, das ist schon ein' schöne paar Jahre. Salomon ist mit fünf Jahre jünger von mir. Ich bin schon zu Gutem achtundsiebzig. Also ist das dreiundsechzig Jahre her. Ich sehe ihn noch so vor mir, Reb Secharje, mit seinem Zobelhut und den langen seidenen Rock, wie die Rabbonim sich damals geführt haben. Gezittert habe ich, wie man mich hereingerufen hat,

ich soll mich vom Rebbe benschen lassen. Und wissen Sie, er hat nicht einen Bissen bei uns gegessen. Sie können sich vorstellen, wie koscher bei meine selige Eltern Haus geführt worden ist. Von trephe Hausführen hat man doch überhaupt in jener Zeit nichts gewußt. Und meine Eltern! Sie brauchen nur zu fragen, wer Reb Kiwe Landau und Deborah gewesen sind. Sie können sich denken, wenn Reb Secharche vier Meilen weit zu einer Mile gekommen ist. Von zahlen ist doch damals keine Rede gewesen. Ich bin überzeugt, er hat gewußt, man braucht sich bei uns vor trephe nicht zu fürchten. Trotzdem Alles, was er zu sich genommen hat, war ein Glas schwarzen Kaffee. Das Glas hat müssen ganz neu sein, und dann hat er seinen Schammeß geschickt, es toiwil zu sein. Ich soll mich nicht versündigen, aber sie sind doch damals gar zu übertrieben gewesen."

„Sehen Sie, Großmutter," fiel hier Frieda ein, „sein Sohn ist schon nicht mehr so fromm. Der traut schon Ihrer Küche."

Inzwischen begann die Kleine unruhig zu werden und alle Versuche Ernestines, sie durch Liebkosungen und Schaukeln in den Armen zu beschwichtigen, erwiesen sich als vergeblich.

„Geben Sie sie mir, Frau Rabbinerin," sagte die alte Frau, „bei mir wird sie schon ruhig sein."

„Bleiben Sie doch da, Großmutter," sagte Frieda. „Ich werde das Kindermädchen rufen."

„Nein, laß' sie nur in der Küche," erwiderte die Alte. „Du brauchst sie dort nöthiger. Wenn ich in Schul' gehe, kann sie indessen wieder das Kind halten. Wir alten Leute passen nicht mehr zu Euerer Gesellschaft. Es hat mich sehr gefreut, Herr Rabbiner," fuhr sie, zu Pulsnitz gewendet fort. „Adieu, meine Herrschaften! Komm, Trudeleben, mein Gold, wir gehen wieder spielen."

---

9. Kapitel.

Disputation.

„Es ist doch merkwürdig," begann der Doktor, nachdem die alte Frau sich entfernt hatte, „wie richtig ein alter christlicher Goldarbeiter in meiner Heimath, der durch Umgang mit Juden ein halber Jude geworden war, das Judenthum charakterisirte. Er pflegte zu sagen: Ihr Juden habt eine Eß-Religion. Es handelt sich immer nur darum, wann darf man essen, was darf man essen und wo darf man essen. Da heißt es, warten mit dem Kaffee bis sechs Stunden vorüber sind. Da ist's wieder ein Fasttag, an dem man warten muß, bis drei Sterne erschienen sind, oder frühstücken muß, ehe die Sterne verschwunden sind. Da heißt es, auf das Schofarblasen warten, da wieder auf das Chanukkalichtanzünden. Da heißt es in die Sukka gehen und Gott weiß, was Alles noch! Und erst das Objekt des Essens! Man hätte ein Leben des Studiums darauf zu wenden, um das Alles zu wissen. Ich hatte zum Beispiel keine Idee, daß man Kaviar nicht essen dürfe und weiß auch jetzt nicht warum, denn ich hatte immer gehört, daß Fische nicht verboten seien."

„Haben Sie Ihre Naturgeschichte oder Ihr Chumesch so ganz verschwitzt,“ bemerkte Steinbach etwas mißmuthig, „daß Sie nicht wissen, daß man von Wasserthieren nur dasjenige essen darf, was Schuppen und Flossen trägt. Da die Störe bekanntlich meistens mit Hornplatten bedeckt sind, so gehören sie zu den verbotenen Wasserthieren.“

„Ich respektire Ihren Standpunkt, Herr Doktor,“ begann der Arzt wieder, „aber ich möchte doch die Entscheidung eines mehr Unparteiischen aufrufen, indem ich Herrn Dr. Pulsnitz frage, ob er glaubt, daß Moses so subtile Unterschiede wie die zwischen Stören und Karpfen gemacht habe, zumal, so viel ich trotz meiner verschwitzten Naturgeschichte weiß, Störe in Paläfstina und im Mittelländischen Meere überhaupt nicht vorkommen.“

„Was Moses gewußt oder nicht gewußt hat, kann ich leider nicht angeben,“ erwiederte der Angeredete, „aber die Speisegesetze scheinen bloß eine Kondifizirung alter ethnischer Anschauungen zu sein. Wir Alle haben angeborene, oder besser gesagt, anerzogene Geschmacksrichtungen, die uns so frühzeitig eingeimpft wurden, daß wir sie für angeboren halten. Sie, meine Damen, würden wahrscheinlich dieselbe Erfahrung machen, die ich an der atlantischen Küste im Seebade machte. Ich war zu dem ortsüblichen Clam-Chowder-Sport geladen. Man geht zur Zeit der Ebbe an die Küste, gräbt die Clams, eine Art Muscheln, aus dem Schlamme, ißt sie zum Theile roh, zum Theile kocht man sie in mitgebrachten Kesseln zu einem Gericht, das man Clam-Chowder nennt. Wenn Moses selbst erschienen wäre, um mir zu erklären, daß ich ohne Rücksicht auf seine Ungnade mich an dem Schmause betheiligen dürfe, so hätte ich doch den Abscheu nicht überwinden können.“

„Sie dürfen es mir glauben,“ sagte der Doktor, „daß ich nicht Schweinebraten essen kann — Schinken vertrage ich unberufen ganz gut, aber der Geruch von Schweinebraten oder Bratwürsten ist mir unerträglich.“

„Ich kann Ihnen eine ähnliche Erfahrung mittheilen,“ bemerkte die Finanzräthin. „Vor zwei Jahren unternahm mein Mann mit mir eine Ferienreise nach Schweningen. Er dachte, mir einen besonderen Genuß zu bieten, indem er mich zu Austern traktirte, aber ich hätte nicht um die Welt so ein schleimiges Zeug herunterschlucken können.“

„Der Baron schickt uns alljährlich Krebse,“ fiel Frau Doktor Großer ein. „Mich widert das krabbelnde Zeug an. Ich würde es nicht um die Welt berühren, aber mein Mann hält es für eine große Delikatesse. Ich lasse es in seinem separaten Geschirr zubereiten und in seinem Hundeschüsselchen ihm vorsetzen. Ich mag auch nicht, daß es die Kinder bekommen. Die haben Zeit, sich daran zu gewöhnen.“

„Das ist einer unserer zahlreichen Konflikte,“ begann der Doktor, „über welchen ich auch die Ansicht unseres amerikanischen Gastes hören möchte. Ich halte dafür, daß es praktischer sei, unseren Kindern den Seelenkampf und das Bewußtsein, etwas Unrechtes zu thun, zu ersparen, da wir ohnehin wissen, daß sie die Speisegesetze später nicht halten werden. Ich erinnere mich heute noch mit einem gewissen Schamgefühl, wie ich als Gymnasiast die Neckereien meiner Kollegen ertragen mußte, als ich mit ihnen den ersten Ausflug in die Weinschenke unternahm und mich vor der Berührung mit den

heißen Würsteln fürchtete. Auf der Universität schwand dieser horror naturalis bald genug. Aber ich frage mich, wozu Kindern erst diesen Schrecken einimpfen? Was denken Sie darüber, Herr Doktor Pulsnitz?"

„Ich denke, daß Sie Recht haben," erwiederte der Angeredete trocken.

„Das kann doch unmöglich Ihr Ernst sein!" rief Ernestine fast athemlos vor Staunen.

„Warum denn nicht?" erwiederte Pulsnitz. „Selbst mein frommer und gelehrter Freund Doktor Steinbach wird zugeben, daß innerhalb einer Religionsgemeinde die Anschauungen wechseln —"

„Doch nicht über das Wesentliche," fiel Steinbach energisch ein.

„Es kommt eben darauf an, was man für wesentlich hält. Es ist ganz merkwürdig, daß die biblische Geschichte erst in der spätesten Zeit, im Buche Daniel die Tugend der Beobachtung der Speisegesetze feiert. Der Prophet Eliah zum Beispiel ißt, ohne viel nach dem koscheren Geschirr zu fragen, bei der heidnischen Frau in Zarepta."

„Das war doch nur ein Napfkuchen," unterbrach Steinbach.

„Auf solche Geschichten solltest Du Dich doch nicht einlassen, David," sagte Pulsnitz nasenrümpfend. „Das solltest Du dem Publikum des Mainzer Israelit gönnen, aber darauf kommt es ja gar nicht an. Mein Vater hätte das nicht gethan, wie wir soeben hörten. Und selbst darauf kommt es nicht an. Die Hauptsache ist, daß man von frühester Zeit an diese Dinge schematisirt und scholastisch erweitert hat. Nachdem man seit undenklichen Zeiten den Genuß von Mollusken und Schalthieren gemieden hat, kam es für den Gesetzgeber darauf an, dieses Gebot genau zu definiren und er erfand die Definition von Schuppen und Flossen als Kennzeichen der Fischwelt. Störe, Aale und dergleichen hat er sicherlich nicht gekannt. Nun kommen die Talmudisten und spekulieren, was man eigentlich unter Flossen verstehe, und schließlich tritt als psychologisches Moment das allgemeine Prinzip der Askese hinzu. Entbehren ist verdienstlich und thun wir es lieber nicht, da wir es vermeiden können, ist der Wahlspruch" —

„Hier siehst Du Deine Einseitigkeit," fiel Steinbach ein. „Kannst Du es leugnen, daß das Judenthum die Religion der Weltbejahung, der Diesseitigkeit und der Lebensfreude ist, wie selbst Schopenhauer anerkannt hat? Stellt nicht die Thora überall das Gedeihen der Familie, der Ernte und das Wachsthum der nationalen Macht als Lohn der Frömmigkeit dar. Sagt nicht der Talmud: Fasten ist Sünde, und heißt es nicht an anderer Stelle: Jedermann wird einst Rechenschaft ablegen müssen für das Gute, das ihm in dieser Welt geboten war und das er verschmähte? Hat nicht noch Rabbi Akiba Eger, der doch gewiß ein Typus der altrabbinischen Frömmigkeit war, in seinem Testamente seinen Kindern empfohlen, an seinem Jahrzeitstage nicht zu fasten, sondern lieber zu lernen? Und allerendlich hat nicht das Judenthum die Ehelosigkeit, das fundamentale Prinzip aller Askese, stets verurtheilt?"

„Das wird ja ein regelrechtes, theologisches Turnier!" rief Doktor Großer händeklatschend. „Da kann unsereiner hübsch stille zuhören."

„Ich weiß nicht, ob es recht ist, den Damen eine solche Religionsdisputation zuzumuthen," bemerkte Pulsnitz ausweichend.

„Was mich betrifft,“ sagte die Frau Finanzräthin, „bin ich bereit, bis Mitternacht zuzuhören. Wir Frauen sind in unserem religiösen Unterricht so sehr vernachlässigt worden, daß ich die Gelegenheit, etwas zu lernen mit Freuden begrüße.“

„Ich, die im Disput immer den Kürzeren zieht, bin gewiß von Herzen froh, jemanden mit unserem Herrn Doktor disputieren zu hören, der ein ihm ebenbürtiger Gegner ist,“ bemerkte die Hausfrau, „und ich bin überzeugt, daß die anderen Damen ebenso gerne zuhören als ich.“

„Gewiß, gewiß!“ riefen die Anderen.

„Nun denn, dann haben Sie es sich selbst zuzuschreiben, meine Damen, wenn sie gelangweilt werden,“ begann Pulsnitz wieder. „Ohne Anspruch darauf zu erheben, meinem Freunde an Gelehrsamkeit gleichzukommen, kann ich jedem seiner Citate ein halbes Dutzend anderer gegenüberstellen, die genau das Gegentheil von den seinen besagen. Neben dem Rabbi Akibar Eger, der das Fasten — man kann ja nicht sagen verurtheilt — nicht so sehr empfiehlt, steht sein Zeitgenosse und Landsmann Rabbi Jakob von Lissa, der in seinem Testamente sagt, der Mensch könne nie genug fasten. Wenn ich Doktor Steinbach's Gedächtniß hätte, könnte ich auch eine Stelle citiren, die gerade das Gegentheil von dem besagt, welche er citirt hat, nämlich: Wer fleißig fastet, ist ein Frommer, aber auf diese einzelnen Aussprüche kommt es ja gar nicht an, sondern auf den Gesammtgeist. In dieser Bejahung erfahren wir, daß Rabbi Zadok vierzig Jahre gefastet haben soll, um den Untergang des Tempels abzuwenden.“

„Nach vierzig Jahren,“ bemerkte die Finanzräthin, „hätte er das Fasten so gewöhnt sein müssen, daß er gar nicht mehr zu essen brauchte.“

„Ob man ihn bei Nacht auch ordentlich bewacht hat,“ sagte der Doktor lachend.

„Ach Gott, das sind doch Sagen, aus denen gar nichts abzuleiten ist,“ rief Steinbach etwas ärgerlich.

„Ich bitte um Entschuldigung,“ begann Pulsnitz wieder. „Daß diese Erzählungen nicht wahr sind, sei ohne Weiteres zugegeben; daß man sie geglaubt hat, möchte ich wieder behaupten und zweifle keinen Augenblick, daß die Großmutter, die sich daran erbaut, wenn sie sie in ihrem Teutsch-Chumesch liest, sie für buchstäblich wahr hält. Ich bin aber bereit, all das um des Friedens willen als irrelevant zu konzediren. Die Hauptsache bleibt, daß das Fasten als verdienstvolles Werk angesehen wird. Darum wird es bei Regennoth und bei privaten Unglücksfällen, ja sogar zur Abwendung der Erfüllung böser Träume empfohlen. Und wie mit dem Fasten geht es mit anderen Dingen. Man gelobt, sich des Weines und des Fleisches zu enthalten, Schmuck nicht anzulegen und was dergleichen Kasteiungen sind. Kurz, Askese ist mit Religion unzertrennlich verbunden, ob man sich wie die Hindus von den Rädern des Juggernat-Wagens zermalmen läßt oder auf einem Beine hüpft wie bei der Springprozession von Echternach, oder wie bei uns Jom Kippur den ganzen Tag in Strümpfen steht, mitunter noch, um Gott einen besonderen Gefallen zu thun, wie mein Vetter Reb David Löb, Pflaumenkerne oder Erbsen in die Strümpfe steckt.“

„Ist das wahr oder sagen Sie das nur zum Scherz?“ fragte die Finanzräthin.

„Buchstäblich wahr!“ erwiderte Pulsnitz. „Vetter Reb David Löb, heute dreiundachtzig Jahre alt, ist der einzige überlebende Sohn meines Großvaters, der in Dobichau Rabbinner war und sieht es als seine Aufgabe an, die Traditionen des achtzehnten Jahrhunderts, wie sie mein Großvater repräsentirte, aufrecht zu erhalten.“

„Du stellst Dinge zusammen, die nicht zusammengehören,“ sagte Steinbach in ruhigerem Tone. „Wenn auch ein Einzelner hie und da oder eine Generation asketische Neigungen vertritt, hat so etwas doch nichts mit den Speisegesetzen zu thun, deren Grund die Bibel selbst in dem Heiligkeitsprinzip sucht, welches in der Enthaltung von dem Häßlichen und Schädlichen und im Gegensatze zu dem bloßen Genußleben seinen Ausdruck findet.“

„Zugegeben,“ rief Pulsnitz lebhaft, „aber das fehlt vollständig in der Auffassung der Späteren, für die das Speisegesetz eben einfach Gesetz ist, Gottes unabänderlicher Wille, „Gesera,“ wie es der Talmud bezeichnend nennt, um es mit der Laune eines Tyrannen auf eine Stufe zu stellen. Von diesem Gesichtspunkte aus wird es immer weiter und weiter entwickelt und zwar auf Grund des, wie ich zugeben will, unbewußten asketischen Prinzips, daß Entbehrung an und für sich eine verdienstliche That in Gottes Augen sei.“

Max machte eine kleine Pause, als wartete er auf einen Einwurf. Da aber Niemand das Wort ergriff, fuhr er fort: „Ich weiß wahrlich nicht, ob ich den Herrschaften eine so abstruse Auseinandersetzung zumuthen darf —“

„O, fahren Sie doch fort,“ sagte der Doktor.

„Ich interessire mich sehr lebhaft dafür,“ rief die Finanzräthin, „und bedauere nur herzlich, daß mein Mann, der auf einer Inspektionsreise abwesend ist, nicht dabei sein kann.“

„Nun denn,“ begann Pulsnitz; „wenn ich das Gastrecht mißbrauchend, Sie langweile, haben Sie es sich selbst zuzuschreiben.“

„Wir haben heute so viel von der Mischung von Milch- und Fleischspeisen gehört. Die alte Frau hat das Unglück verhütet, daß unser vortrefflicher Napfkuchen in der „fleischigen“ Ofenröhre gebacken wurde, was seinen Genuß zu einer schweren Sünde gemacht hätte. Unser geistliches Oberhaupt darf pflichtschuldigst, um kein schlechtes Beispiel zu geben, vor Ablauf von sechs Stnnden nach einer Fleischmahlzeit Milch nicht genießen. Untersuchen wir die Gründe dieses Gesetzes. Die Thora sagt an drei Stellen: Du sollst nicht kochen das Zicklein in der Milch seiner Mutter. Der Sinn des Gesetzes ist uns nicht recht klar und war es wahrscheinlich nicht einmal für den Autor der Niederschrift, der dessen Ursprung ebensowenig kannte als die Verfasser der Evangelien wußten, daß das Abendmahl die hartnäckig festgehaltene Sederfeier der ersten Christen ist oder, als der heutige Katholik sich bewußt ist, daß sein Rosenkranz ein buddhistorischer Gebrauch sei. Die griechisch gebildeten Juden des ersten christlichen Jahrhunderrs spekulirten über dieses merkwürdige Gebot und fanden darin nach ihrer Art eine Allegorie, indem sie dem Gebote die Absicht unterlegten, zu verhindern, daß der Mensch gegen Grau-

samkeit abgestumpft werde. Auf Grund dieser Verquickung griechischer und jüdischer Ideen entstand das Christenthum. Sein wesentlichstes Prinzip war, daß das Judenthum den Glauben an seine nationale Wiedererweckung aufgeben müsse. War das richtig, dann mußten die Gebote, welche die Scheidewand zwischen der jüdischen und nichtjüdischen Welt darstellten, fallen. Auf der anderen Seite konnte man nicht leugnen, daß die Gebote göttlichen Ursprunges seien. Was göttlich ist, mußte ewig sein. Man harmonisirte diese Gegensätze, indem man sagte, daß Gott die Gebote nur temporär als erziehliches Mittel gegeben habe, daß das Wesentliche an ihnen nicht die äußerliche Uebung, sondern die ihnen zugrunde liegende Idee sei. Das Prinzip erregte Widerspruch, und Widerspruch ist das wesentlichste Prinzip des Cultur- und ganz besonders des religiösen Lebens."

„Dafür lieferst Du ein ganz besonders sprechendes Beispiel," sagte Steinbach unter allgemeiner Heiterkeit.

„Sehr wohl, aber nicht mehr als Du und die ganze übrige Welt," fuhr Pulsnitz ruhig fort. „Protestantismus ist die Verneinung des Katholizismus; der Katholizismus, wie er sich auf dem Trienter Konzil entwickelt hat, die Verneinung des Protestantismus, die Puritanerkirche ist die Verneinung der anglikanischen Kirche, das Quäkerthum die Verneinung des Puritanismus, der Methodismus wieder die Verneinung der Hochkirche und die Heilsarmee die Verneinung des Methodismus, der Materialismus die Verneinung der Religion und der Spiritualismus die Verneinung des Materialismus. So war denn das ursprüngliche Christenthum die Verneinung der jüdischen Gesetzesfrömmigkeit, und die letztere in ihrer weiteren Ausbildung ebenso sehr eine Verneinung des Christenthums als die katholische Lehre des Trienter Konzils eine verschärfte Verneinung des Protestantismus war."

„Das sind doch subjektive Konstruktionen," rief Steinbach ärgerlich, „die Du in die Quellen hineinlegst."

„Zugegeben, aber sie erklären etwas, was sonst unerklärlich wäre. Hätte der Gesetzgeber sagen wollen: Iß nicht Fleisch und Butter, so hätte er es sicherlich nicht durch die Worte ausgedrückt: Du sollst nicht kochen das Zicklein in der Milch seiner Mutter. Hätte diese kuriose Auffassung schon im ersten Jahrhunderte bestanden, dann hätten Josephus und Philo sie ebenso kennen müssen, wie sie Habakuk Stampfer und unsere Gastgeberin kennen —"

„Ich danke für das Kompliment!" rief Frau Hirschmann pikirt, während die Damen in lautes Gelächter ausbrachen.

„Das ist undankbar, Frieda," sagte Frau Doktor Steinbach. „Stampfer ist ein großer Verehrer von Dir. Ich habe ihn erst vor Pessach beobachtet, als er bei uns ein Huhn schlachtete und ich ihn nach dem Grunde seiner großen Eile fragte. „Ich muß noch bei der Frau Vorsteherin ein Zickel schlachten," sagte er mit dem Tone großer Wichtigkeit und stolzen Selbstbewußtseins."

„Das kommt von dem Bewußtsein des Thalers, den er zu jedem Feiertage erhält," bemerkte Frieda lächelnd.

(Fortsetzung folgt.)